

„Kriegsschuld“

Deutschland war das Reich des Friedens. 43 Jahre bestand 1914 das zweite Kaiserreich, Bismarcks Werk, in Kraft und Herrlichkeit.

18. Januar
1871 bis 9. No-
vember 1919

In diesem Zeitraum, von 1871 bis 1914, haben blutige Kriege geführt: Rußland mit der Türkei und mit Japan. Japan mit China. Die Türkei mit Rumänien, Bulgarien, Serbien, Griechenland und Montenegro. Bulgarien mit Serbien, Griechenland, Montenegro und Rumänien. Italien mit der Türkei. Großbritannien mit den Burenländern und mit Ägypten. Spanien mit den Vereinigten Staaten. Außerdem waren mehrere Großmächte, namentlich Großbritannien, Frankreich und Italien, in umfangreiche Kolonialkriege verwickelt.

In diesem Zeitraum, von 1871 bis 1914, hat Deutschland weder in Europa noch sonst irgendwo auf der Erde auch nur einen einzigen Flintenschuß gegen irgendeinen Menschen weißer Rasse abgefeuert. Das Deutsche Reich war der Friede. Der Kaiser wollte den Frieden. Das Volk wollte den Frieden.

Von 1914 bis 1918 erklärten dem deutschen Kaiserreich folgende Staaten, meist ohne jeden Grund, den Krieg: Großbritannien, die Vereinigten Staaten von Amerika, China, Japan, Brasilien, Belgien, Griechenland, Bolivien, Peru, Ecuador, Guatemala, Honduras, Nicaragua, Panama, Kuba, Uruguay, die Regerepubliken Haiti und Liberia und der König des Hedschas. Das heißt: eine Milliarde Menschen — mehr als die Hälfte aller Erdbewohner — brach von sich aus die friedlichen Beziehungen zu Deutschland ab.

Im Friedensvertrag von Versailles wurde das von fast der ganzen Welt angegriffene Deutschland feierlich zum Angreifer erklärt: Artikel 231 macht Deutschland verantwortlich für alle Verluste und Schäden seiner Gegner „infolge des Krieges, der ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgewungen wurde“.

28. Juni 1919

Die deutschen Bevollmächtigten, der Sozialdemokrat Hermann Müller und der Zentrumsmann Dr. Bell, bestätigten durch ihre Unterschrift unter den Vertrag diese Schulblüge. Der Sozialdemokrat Ebert ratifizierte als Reichspräsident den Vertrag. Die Mehrheit der Weimarer Nationalversammlung deckte durch ihre Abstimmung diese Feigheit, die sie für „Politik“ hielt.

9. Juli 1919

Auf dem Boden dieser schamlosen Schulblüge erhebt sich das Schafott von Versailles. Diese schamlose Schulblüge teilte die

Menschen in Strafende und Bestrafte, in Freie und Hörige, in Völker vollen und minderen Rechts auf Ehre, Freiheit und Raum auf Erden. In die Deutschen und die andern.

Wirtschaftliche Kriegsvorbedingungen: Die Bevölkerung der Erde hatte sich im letzten Jahrhundert reißend vermehrt, so Rußland von 45 Millionen (1815) auf 170 Millionen (1911). Der leere Raum in der Welt war geschwunden. Es gab nicht nur ein „Volk“, sondern eine „Menschheit ohne Raum“. Die Menschheit, die sich nicht mehr ganz vom Boden nähren konnte, suchte sich durch Einfuhr-Ergänzung und Ausfuhr von Industriewaren Unterhalt zu verschaffen und geriet so untereinander — ganz besonders Deutschland und Großbritannien — in erbitterten Handelstempel um die großen Weltmärkte als einen Vorläufer des wirklichen Krieges.

Kriegsursachen: 4 Pulverfässer harrten 1914 in Europa des zündenden Funkens:

Frankreich starrte stumm und zäh auf Elsaß-Lothringen.

Englands Kompaß wandte seine Spitze, wie seit Jahrhunderten, feindselig gegen die jeweils zweitstärkste Flottenmacht, jetzt Deutschland.

Serbien zitterte vor Gier nach dem von Österreich 1908 einverleibten Bosnien als einem Bestandteil des von ihm erstrebten und von Rußland begünstigten großserbischen Reichs.

Italiens „Irredenta“ strebte leidenschaftlich nach italienisch-sprechenden Gebieten Österreichs um Triest und in Südtirol. Gerade um einen Krieg zwischen Italien und Österreich unmöglich zu machen, hatte Bismarck versucht, die beiden Teile zusammen mit Deutschland zum Dreibund zu einen.

20. Mai 1882

20. März 1890

28. Juli 1891

Gleich nach dem schwarzen Tag der Entlassung Bismarcks hatten sich auf der Reede von Kronstadt **Rußland** und **Frankreich** zu einem Zweibund verbrüderet. Diese Paarung von Rute und Jakobinermütze war widernatürlich und daher jahrelang keine unmittelbare Gefahr für Europa.

9. und 10.
Juni 1908

Diese Gefahr wuchs erst plötzlich in das Riesenhafte, als **England**, von allen guten Geistern seiner Erbweisheit verlassen, sich auf der Reede von Reval freundschaftlich zu seinem vielhundertjährigen Gegner Frankreich, seinem großen Widersacher in Asien, Rußland, gesellte.

Dieser Rüttelschwur zwischen Hahn, Bär und Walfisch erschütterte den Dreibund. Denn gegen England machte Italien nicht mit, wenn es auch der Form nach im Dreibund verblieb. So sahen sich Deutschland und Österreich-Ungarn seit 1908 von Norden, Osten und Westen bedroht, im Süden ohne Halt, und seitdem wetterleuchtete es unaufhörlich und unheimlich über Europa.

Ein erstes dumpfes Grollen wegen Serbiens zwischen Rußland und Österreich-Ungarn. Noch einmal behält der Zar seine Rosafaten in der Kaserne.

1908—1909

Zwei Jahre darauf wegen Marokkos Kriegszittern zwischen Deutschland hier, England und Frankreich dort. Noch einmal ver-säufelt der drohende Taifun im Geschwaß einer Londoner Friedens-konferenz.

1911

Aber schon fliegen Schwärme kleiner Kriege unheilverkündend dem Weltkrieg voraus! Den gelben Sand der Sahara rötet das erste Blut. Italien landet mit bewaffneter Macht in Türkisch-Tripolitanien, erklärt der Türkei den Seekrieg und böllert vor den Inseln des Agäischen Meeres.

29. September
1911

Und dann kommt der große Tag, da von der fahlen Felskuppe des Löwen König Nikolaus von Montenegro inmitten seiner buntgewandeten, bis an die Zähne bewaffneten Riesen den ersten Kanonenschuß in der Richtung nach der grauen Steinwüste Albaniens sendet. Seine Majestät der Herrscher über 286 000 Seelen, ladet 20 Millionen Osmanen zum Waffengang. Er weiß, warum! Hinter ihm steht der ganze Balkan. Und hinter dem Balkan das große heilige Rußland.

8. Oktober 1912

Der russische Gesandte in Belgrad hebt die glimmende Lunte! Die Pulverkammer des Balkan fliegt auf! Bulgarien, Serbien, Griechenland erklären der Türkei den Krieg, die eilig, um Luft zu bekommen, mit Italien den Frieden von Lausanne schließt. Aber überall in den sumpfigen Tälern, den baumlosen Hochflächen zwischen Donau und Mittelmeer weicht der Halbmond dem Christenkreuz. Nach wenigen Wochen donnern die Geschütze der Bulgaren vor Konstantinopel.

17. und 18.
Oktober 1912

18. Oktober
1912

Waffenstillstand. Erneutes Gerause im nächsten Jahr. Grotest plötzlich der Umschwung: die Sieger geraten sich in die Haare! Alle Balkanstaaten — jetzt auch noch Rumänien — werfen sich zusammen mit der Türkei auf Bulgarien! Es geht im Frieden von Bukarest leer aus und brütet seitdem Rache.

10. August 1913

Kriegsanlaß: Der große Kriegsgewinner ist Serbien. Es verdoppelt sein Gebiet. Es berauscht sich an seinem Machtzuwachs und blickt begehrlischer denn je hinüber nach dem österreichischen Bosnien. 10 Monate hindurch herrscht auf dem erschöpften Balkan jetzt Ruhe. Aber der blutbefleckte serbische Freimaurerbund „Einheit oder Tod“ füllt inzwischen die Bomben und ladet die Revolver. Dem österreichischen Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, gelten sie, der im Sommer 1914 an den Manövern in Bosnien teilnimmt.

„Er selbst hat mir erzählt“, schreibt sein Vertrauter, der Außenminister Graf Czernin, „eine Wahrsagerin habe ihm prophezeit, er werde einst den Weltkrieg entfesseln!“ . . .

Der Erzherzog hat wider Willen, als Blutopfer, den Weltkrieg entfesselt! Man hatte ihn von vielen Seiten vor der gefährlichen Reise gewarnt. Aber der harte, verschlossene, fromm gläubige, wenig volkstümliche Mann — liebevoll nur zu den Seinen — ging den Weg der Soldatenpflicht.

„Eine hübsche Eigenschaft des Erzherzogs“, sagt Czernin, „war seine Furchtlosigkeit. Er war sich vollständig im klaren darüber, daß die Gefahr eines Attentats für ihn immer bestehe.“

28. Juni 1914

Und vor dem Rathaus in Serajewo streckt ein von den serbischen Terroristen gesandter bosnischer Mordbube den Thronfolger und seine Gemahlin im offenen Wagen durch Revolvergeschüsse nieder.

Eine lähmende Stille der Erwartung über Europa. Eben in diesen Julitagen macht Poincaré, der Präsident der Französischen Republik, feierlich zur Vorbereitung des Weltkriegs seine Aufwartung bei dem Zaren Nikolaus II. auf der Reede von Kronstadt.

21. bis 23.
Juli 1914

„Der Anblick ist großartig“, schreibt Paléologue, französischer Botschafter in Petersburg, „in silberschimmernder, zitternder Beleuchtung, auf türkisblauen, smaragdgrünen Wellen naht langsam die ‚France‘, zieht tiefe Furchen in die Fluten, bleibt majestätisch stehen. Während eines Augenblicks widerhallt die ganze Reede von einem Riesenlärm. Kanonenschüsse der Geschwader und der Landgeschütze, Hurrarufe der Mannschaften. Die Marsellaise antwortet auf die russische Hymne, donnernde Beifallstundgebungen der Zuschauer, die zu Tausenden auf Vergnügungsdampfern aus Petersburg gekommen sind.“

In den ermordeten Erzherzog denkt niemand. Nur an den Schutz der Mörder.

„Serbien hat sehr warme Anhänger im russischen Volk“, sagte wörtlich nach dem Ohrenzeugen Paléologue der Präsident Poincaré zu dem österreichisch-ungarischen Botschafter Grafen Szápáry. „Und Rußland hat einen Bundesgenossen, Frankreich!“

Dann die kaiserliche Tafel. Das Gespräch, nach dem gewiß unverdächtigen Tagebuch des französischen Botschafters, von Prophezeiungen unterbrochen: „Der Krieg wird ausbrechen. . . Von Osterreich wird nichts mehr übrigbleiben. . . . Sie werden sich das Elsaß und Lothringen zurücknehmen. . . Unsere Armeen werden sich in Berlin vereinigen. . . Deutschland wird vernichtet werden. . .“

Endlich Abschiedstafel an Bord der „France“ zwischen vier Mammut-Schiffsgeschützen. „Zu wiederholten Malen“, meldet Paléologue, „hebt die Großfürstin Anastasia ihren Champagnerkelch in die Höhe und trinkt mir zu, indem sie mir mit kreisförmiger Handbewegung die kriegerische Ausrüstung zeigt, die uns umgibt!“

28. Juli 1914

Das alles, wohlgemerkt, im tiefsten Frieden!

28. Juli 1914

Poincaré segelt heim. Jetzt fordert Osterreich von Serbien Untersuchung des Mordanschlags unter österreichischer Kontrolle.

Serbiens Erwiderung lautet ausweichend. Seine eigentliche Antwort ist, schon vor der Überreichung seiner Note, die allgemeine Mobilmachung. Daraufhin stellt selbstverständlich Österreich-Ungarn am gleichen Tag sein halbes Heer wider Serbien auf Kriegsfuß und erklärt dem kleinen Mörderstaat den Krieg.

25. Juli 1914
25. Juli 1914
25. Juli 1914
28. Juli 1914

Deutschland hat sich von diesen ganzen Balkanhändeln völlig fern gehalten. Es lag im tiefsten blau-goldenen Hochsommerfrieden. Viele der Reichswürdenträger waren auf Urlaub. Der Kaiser auf seiner gewohnten Nordlandreise, die er jetzt erst abbrach. Die Schicksalswürfel Europas zitterten in den Händen des Zaren Es war ein wildes Hin und Her, ein selbst in Petersburg unerhörter Ränkekampf um die Seele des schwachen Mannes zwischen den Gemäßigten seiner Umgebung und der fanatischen Kriegspartei. Sie siegte nur halb: Nikolaus II. befahl die Mobilmachung gegen Österreich-Ungarn, im Umfang von 4 Militärbezirken = 13 Armeekorps.

27. Juli 1914
29. Juli 1914
vormittags

In heiligstem Ernst beschwört Kaiser Wilhelm sofort drahtlich den Zaren, nicht „Europa in den entsetzlichsten Krieg zu verwickeln, den es je gesehen hat“.

29. Juli 1914
halb 7 Uhr
abends

Daraufhin nimmt der gekrönte Schwächling an der Neva den schon geheim gegebenen Befehl zur allgemeinen Mobilmachung zurück. Aber schon am nächsten Nachmittag stimmen ihn, zum Teil in offenem Ungehorsam gegen seinen Befehl, seine verantwortlichen oder unverantwortlichen Ratgeber, namentlich der Kriegsminister Ssuchomlinow und der Generalstabschef Januschewitsch, wieder um. Von selbstmörderischer Verblendung geschlagen, befiehlt Nikolaus II. die Mobilmachung seines ganzen Heeres, nicht nur gegen Österreich-Ungarn, sondern auch gegen das ganz unbeteiligte, in vollem Frieden mit Rußland lebende Deutsche Reich.

30. Juli 1914
morgens

Das bedeutet den Krieg! Mobilmachung ist Krieg! Die einmal in Bewegung gesetzten Millionen lassen sich nicht mehr hemmen.

Zar Nikolaus II. hat durch seinen Namenszug unter dem Mobilmachungsbefehl den Weltkrieg entfacht, in dessen Flammen Frankreich blies. Er hat, tierisch mit seiner Familie von seinen Russen hingeschlachtet, furchtbar dafür gebüßt. Aber vor der Weltgeschichte steht ehern und ewig seine Schuld.

16. Juli 1918

Umsonst hatte an diesem schwarzen Tag, in zwölfter Stunde, noch einmal Kaiser Wilhelm drahtlich den Unseligen gewarnt.

31. Juli 1914
2 Uhr 4 Minuten
nachmittags

„In meinem Bestreben, der Welt den Frieden zu erhalten, bin ich bis an die äußerste Grenze des Möglichen gegangen“, drahtet der Deutsche Kaiser. „Die Verantwortung für das Unheil, das jetzt die ganze zivilisierte Welt bedroht, wird nicht auf mich fallen. Noch kann der Friede Europas durch Dich erhalten bleiben!“

Umsonst . . .

Kriegsausbruch. Bei einer Mobilmachung handelt es sich um Stunden. Sonst geht der Krieg schon im Aufmarsch verloren. Diese Stunden sind nicht nachzuholen. Pflichtgemäß drängt in Deutschland der Große Generalstab zu schleunigen Gegenmaßnahmen. Deutschland sendet ein Ultimatum an Rußland, das unbeantwortet bleibt, und eine Anfrage an Frankreich, das kalt erwidert: „Frankreich wird das tun, was seine Interessen ihm gebieten.“ Aber zugleich wälzt sich schon in einem Kaffeehaus am Pariser Montmartre, hinterrücks durch das Fenster erschossen, der französische Friedensfreund und Sozialistenführer Jaurès in seinem Blut.

31. Juli 1914

31. Juli 1914

31. Juli 1914

An diesem Tage hatten bereits Österreich-Ungarn und Belgien die allgemeine Mobilmachung, Deutschland nur am Nachmittag unter Trommelwirbel den Zustand der drohenden Kriegsgefahr verkündet. Nun aber gilt nur noch das oberste Gebot für ein Reich: die Pflicht der Selbsterhaltung. Deutschland macht mobil. Aber schon 30 Minuten vorher, nach Umrechnung der Zeit, klebt an allen Rathäusern Frankreichs die *Ordre de Mobilisation Générale*.

1. August 1914
5 Uhr nachmittags MEZ

1. August 1914
4½ Uhr nachmittags MEZ

Mußten wir jetzt noch feierlich Rußland und seinen Trabanten den Krieg erklären, den Rußland durch seine Mobilmachung gegen uns unvermeidlich gemacht hatte? Ganz überflüssigerweise verwirrten wir durch diese rein formellen Kriegserklärungen das Urteil der Welt!

1. August 1914
„ 6 Uhr abends

Der deutsche Botschafter in Petersburg, Graf Pourtales, überreichte dem russischen Außenminister Sazonow die deutsche Kriegserklärung.

Über die Feierlichkeit und Furchtbarkeit der Szene schreibt Eugen Fischer, Sachverständiger in dem Untersuchungsausschuß des Deutschen Reichstags über die Kriegsschuldfrage: „Dreimal zu fragen hatte sich der Graf vorgenommen. — ‚Wollen Sie Ihre Mobilmachung zurücknehmen?‘ — ‚Nein! Technisch unmöglich!‘ — ‚Wollen Sie Ihre Mobilmachung zurücknehmen?‘ — ‚Nein — unmöglich!‘ — ‚Wollen Sie Ihre Mobilmachung zurücknehmen?‘ — ‚Nein!‘ — ‚So bin ich beauftragt, zu erklären: Seine Majestät der Kaiser, mein erhabener Herrscher, nimmt im Namen des Reichs die Herausforderung an!‘“

3. August 1914
nachmittags

Der deutsche Botschafter in Paris, Freiherr von Schoen, überbringt dem französischen Ministerpräsidenten Viviani die deutsche Kriegserklärung.

„Viviani“, schreibt v. Schoen, „nahm sie ohne jedes Zeichen innerlicher Erregung entgegen, gewissermaßen als etwas Selbstverständliches, und ich nehme gern davon Abstand, Herrn Viviani um die eiskalte Ruhe, die er bewahrte, zu beneiden.“

Der europäische Krieg war entfacht. Ob er zum Weltkrieg werden würde, hatten Englands Staatsmänner mit sich abzumachen.

Schon am 31. Juli telegraphierte die Fürstin Mary Pleß, eine nach Deutschland verheiratete und mit dem Kaiserhaus befreundete Dame des britischen Hochadels, aus London an Wilhelm II.: „Ich fürchte für Deutschland!“ Und als Spiegel der öffentlichen Meinung meldete die „Times“ kriegsbeginnend am 4. August, es seien bereits zahlreiche deutsche Frauen und Kinder — auf der Flucht vor den Russen! — in Folkestone an der englischen Küste gelandet. Aber in Berlin gab man sich noch immer falschen Hoffnungen hin.

Der deutsche Botschafter in London, Fürst Lichnowsky, sah den gelben Themsenebel schon seit Jahren durch eine rosenrote Brille. Er täuschte sich auch jetzt vollkommen über die wahre Stimmung in England.

„Man darf“, drahtete er in zwölfter Stunde noch dem Auswärtigen Amt, dem General- und Admiralstab in Berlin, „doch wohl mit Bestimmtheit [seiner Rede Sir Edwards Greys] entnehmen, daß die hiesige [englische] Regierung zunächst nicht beabsichtigt, in den Kampf einzugreifen und ihre bisherige Neutralität zu verlassen.“

24 Stunden später überbrachte der englische Botschafter in Berlin, Sir Edward Goschen, dem deutschen Reichszankler von Bethmann-Hollweg die Kriegserklärung Großbritanniens. Der völlig überraschte Mann an der Spitze der Reichsregierung aber bewahrte jetzt nicht einmal die Haltung, die der weltgeschichtliche Augenblick von ihm forderte.

„Der Kanzler“, schildert Goschen gleich nach der Ankunft in London seiner Regierung diesen beschämenden Auftritt, „befand sich in einer an Verzweiflung grenzenden Erregung. Er schrie wie ein homerischer Held, ohne Hülle, ohne Rückhalt, und was er schrie, enthielt die ganze Wahrheit über sein staatsmännisches Mühen, Hoffen und Verzagen. Für einen Fegen Papier vernichten Sie mein ganzes, mein einziges Wert“ — rief er!“

Italien, dessen Küsten und Städte ungeschützt vor den Donnereschländen der britischen Malta-Flotte lagen, verkündete sein Fernbleiben vom Kriege.

Durch seine Mobilmachung hat Rußland am 31. Juli den europäischen Krieg entfesselt. Durch seine Kriegserklärung am 4. August hat England daraus den Weltkrieg gemacht.

Weltkrieg! Nur möglich durch einen Weltwahnsinn wider Deutschland, der durch Englands grandiose Pressepropaganda geweckt war und wild wachsend zwei Drittel aller Gehirne auf Erden verfinsterte. Ein einziger Aufschrei durch die Welt: „Der Thronfolger Habsburgs ist ermordet! Also auf gegen die Hohenzollern! Aus Serbien kamen die Mörder? Also auf gegen Deutschland! In Serajewo geschah die feige Tat? Also macht Potsdam dem Erdboden gleich!“

An den zehn Fingern zu zählen die paar Völker und Menschen, die sich in dem allgemeinen Irrsinn noch wohlwollende Gefühle für Deutschland bewahrten: die stammverwandten Balten, die Deutsch-

1880—1928

3. August 1914
spät nachts

4. August 1914
abends

amerikaner, die Iren, vielfach die Oberschicht Schwedens und Finnlands, auch Spaniens, namentlich im Alerus.

In mehr oder weniger korrekter Neutralität verharren während des ganzen Weltgewitters Spanien, die skandinavischen Staaten, Dänemark (bei starker Neigung zu England), die Niederlande, die Eidgenossenschaft (bei zügelloser Deutscheindlichkeit in der Westschweiz) — draußen in der Welt Mexiko, Chile, Argentinien, Venezuela, Paraguay, San Salvador, Abessinien, Persien.

Zwei Drittel aller Sterblichen — etwa 1200 Millionen von den etwa 1800 Millionen Erdbewohnern — rüsteten sich im Lauf des Kriegs zum Kreuzzug wider die von einem Zehntel dieser Zahl — etwa 120 Millionen Reichsdeutschen, Österreichern, Ungarn — verteidigte Burg Mitteleuropa und deren etwa 25 Millionen Verbündete in Bulgarien und der Türkei.

„Der Ermordete hat unrecht! Helft Serbien!“ Durch die Palmendörfer Afrikas dröhnt die Kriegstrommel und ruft den Senegalneger zur Verteidigung der Kultur. Mit geschwungenen Brandsadeln jagen die Kosaken nach Ostpreußen, um die bedrohte Zivilisation zu retten. Aus den Tundren Asiens galoppieren Kalmüde und Baschkire als Schirmer der geistigen Güter. In blutrotem Turban, den Krummfädel in der Faust, traben die Maharadschas Indiens mit Mann und Rosß über die Ebene Flanderns, und im flatternden weißen Burnus die Araberscheichs Nordafrikas. Der japanische Schwertritter verbeugt sich vor dem Altar seiner Ahnen, ehe er gegen seinen Lehrmeister Deutschland zu Felde zieht. Der Fürst Südafrikas, von Deutschland eink in einem wahren Taumel verhätschelt, verläßt wider Deutschland seine Kinder, der australische Squatter seine Schafe, der kanadische Pelzjäger seine Wälder. Der amerikanische Farmer schifft über das Meer, der Neuseeländer trennt sich von Weib und Kind, China schickt seine Kulis.

In den Wäldern Uruguays laufen die Indianermädchen barfuß mit schwarzen Elsfässer Flügelhauben. Blumengeschmückt, im Grasschutz kommen die Maoris in Neuseeland und bitten, gegen den „Hohenzollerismus“ geführt zu werden. Die Menschenfresser im Innern Liberias empören sich wider die deutschen Hunnen. In den amerikanischen Prärien gräbt der Indianerhäuptling Sitting Bull, der „Sitzende Stier“, mit seinen letzten Mohitanern das Kriegsbeil wider die „Potsdamitis“ aus.

In England dreht ein Bischof eigenhändig Granaten. In St. Pauls in London beten tausend britische Krankenschwestern um den Märtyrertod durch deutsche Hand. In Karikaturen erscheint der Deutsche als Gräberschänder, Zwitter von Hyäne und Schwein, als gekrönte Giftschlange, die den Erdball umwürgt, als riesiger menschenfressender Moloch. Der Dichter Rudyard Kipling wirft die Frage auf, ob die Deutschen Menschen seien, und verneint sie.

Wider den „Bangermanismus“! Es heult durch alle Länder und Meere. Von Wahnsinn geschüttelt stürzt sich die Menschheit in den

furchtbarsten Krieg aller Völker und Zeiten. Die apokalyptischen Reiter jagen über die Erde.

Daß Deutschland an dieser Katastrophe keine Schuld trägt, ist in den vorhergehenden Zeilen dargetan. Wie sich auf die anderen einzelnen Völker und Regierungen die Verantwortung verteilt, muß die Weltgeschichte entscheiden. Man kann jedenfalls Österreich-Ungarn den schweren Vorwurf nicht ersparen, daß es seine gerechtfertigte Forderung nach Genugtuung gegenüber Serbien erst 4 Wochen verzögerte und dann die gewiß nicht auf richtig gemeinte, aber in der Form zunächst gewandt nachgebende, auch von dem Deutschen Kaiser als genügend erachtete Antwort Serbiens auf das Ultimatum sofort als Kriegsanzuß nahm, obwohl es genau wußte, daß damit der Krieg mit Rußland unvermeidlich war. Hier rächte sich furchtbar ein früherer Fehler der deutschen Politik: die Nichterneuerung des Bismarckschen „Rückversicherungsvertrags“, der in einem Streitfall Österreich-Rußland dem Deutschen Reich die Entscheidung zugunsten des Angegriffenen, d. h. zugunsten des Friedens, gab.

1890

Italien erklärte nur sehr ungern und nach langer Zeit den Krieg an Deutschland. Viele kleinere Staaten nur, weil die britischen Machtmittel (Schiffsgeschütze und Hungerblockade) sie zwangen. Das größte Unheil, vom Standpunkt der Menschheit aus, war die geistige Völkerdämmerung durch die englische Hexpropaganda.

2

Kriegsausbruch

Die Männer: Wir haben gesehen: den Deutschen Kaiser trifft keine Kriegsschuld. Er wollte — schon als gläubiger Christ — immer nur den Frieden.

Das Deutsche Volk trifft keine Kriegsschuld. Es hatte fast ein halbes Jahrhundert hindurch Frieden gehalten.

Den leitenden deutschen Staatsmann trifft nur die eine ungewollte Kriegsschuld: er war seiner geschichtlichen Aufgabe nicht gewachsen. Wir brauchten statt eines Hamlet jetzt in Völkerdämmerung und Weltenwende einen Mann von Eisen.

Der Reichskanzler Theobald von Bethmann-Hollweg, schon nahe den Sechzig, hoch in seinem himmelblauen Garde=dragonerrock, vom grünen Tisch der hohen Bürokratie kommend, mithin der Diplomatie, der Welt draußen, dem „Unwägbareren“ daheim fremd, waltete seit 5 Jahren schwunglos, aber sich für unentbehrlich haltend, seines Amtes.

1856—1921
Reichskanzler
vom 14. Juli
1909 bis 14.
Juli 1917

„Der Reichskanzler“, schildert ihn schon vor dem Krieg der amerikanische Botschafter in Berlin, Gerard, bei Gelegenheit einer Reichs-

4. bis 6. De-
zember 1918

tagsführung, „antwortete zur Verteidigung der Regierung. Er sprach mit leiser Stimme und machte den Eindruck eines niedergeschlagenen und kranken Mannes. Es wurde nachher in den Wandelgängen geflüstert, er habe den wichtigsten Teil seiner Rede vergessen.“

Und im Krieg urteilt über ihn Ludendorff: „Das Denken des Reichszanzlers war anders als das unfrige [der Obersten Heeresleitung]. Er fand keinen Ausweg aus der Lage und noch weniger die Kraft zu handeln.“

1830—1916

In Österreich-Ungarn herrschte seit fast 66 Jahren der schon 84jährige Kaiser Franz Joseph, ein gekrönter Edelmann von Charakter, der bis zu seinem Tode seiner Bündnispflicht mit Deutschland treu blieb.

Er hatte Furchtbares erlebt. Seine Gattin von einem Anarchisten erdolcht, sein einziger Sohn in der blutigen Nacht des Schlosses Mayerling dahingerafft, sein Bruder als Kaiser von Mexiko standrechtlich erschossen, dessen Gattin unheilbar wahnsinnig, sein Neffe und Thronerbe mit seiner Gemahlin in Serajewo ermordet.

Aus diesen Schicksalschlägen wuchs ein harter, ein beinahe seelenloser, aber unermüdlicher Pflichtenmensch. Kaiser Franz Joseph dachte nicht an sich und nicht an die andern. Er war die verkörperte Apostolische Majestät.

„Die Virginia, das Seidel Pilsner, die trockene Frühstücksemmel“, schildert, nach Forschungen im Wiener Hausarchiv, Dr. Otto Ernst den „Beamtenkaiser“, „alle diese kleinen Ingrebienzen im Alltagsleben Franz Josephs tun seiner olympischen Majestät keinen Abbruch. Der Kaiser ist ein trockener, sachlicher und praktischer Mensch, für den es in der Welt nur Fragen gibt, die durch Verfügungen schlecht oder recht gelöst werden können — durch seine gewiß nicht alltägliche Beherrschung des Umgangs mit Menschen, durch eine ihm vererbte und anerzogene Würde und durch eine merkwürdig gleichmäßige und unererschütterliche Höflichkeit.“

geb. 1861. Von ungarischen Volkshelden ermordet 31. Oktober 1918 in Budapest

Von den Ratgebern Franz Josephs hat 1914 nur ein einziger Format: der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza, Stütze des Dreibunds, Vollblutmadjar, am Diplomatentisch zu Hause wie im Sattel und beim Säbelduell.

„Graf Stefan Tisza“, erzählt Eugen Fischer, „von dem man sagte, daß Wien zittere, wenn er sich auf die Reise mache, und auf dem Bauch liege, wenn er angekommen, war eine Gewaltnatur, aber eine, die aus dem Inneren lebte. Vor dem Krieg hatte er sich einmal mit dem Prinzen Windisch-Grätz und andern zu einer Aussprache verabredet. Man traf sich in einem Hotelzimmer. Während nun nach Tisch die Diskussion beginnt und die Zigeuner einen Nationaltanz spielen, fängt Tisza auf einmal zu tanzen an und tanzt allein durch vier rasende Stunden im Hotelzimmer nach der Geige des Zigeunerprimas seine und der andern Nationaltänze! Vier Stunden wie ein Prophet besessen vom Gott der Ungarn! Dann ist er innerlich frei und kann verhandeln!“

Der Zar bleich, blondbärtig, mittelgroß, Mitte Vierzig, seit zwei Jahrzehnten auf dem Thron, vermählt mit Alexandra (Aliz) von Hessen.

„Im Grunde“, schildert deren vertrauteste Freundin, Anna Wyrbowa, den Zaren, „war er der gutmütigste Mensch von der Welt. Er war weder ehrgeizig noch eitel, übte im Gegenteil in allen Dingen stets große Zurückhaltung, was von vielen Menschen, die ihn nicht kannten, als Gleichgültigkeit ausgelegt wurde. Andererseits war er so verschlossen, daß viele ihn für unaufrichtig hielten. Der Kaiser verfügte über einen scharfen, mit List gepaarten Verstand. Es war etwas in seinem Wesen, was einen stets daran erinnerte, daß er der Kaiser war, ungeachtet seiner Bescheidenheit und schlichten Liebenswürdigkeit.“

Seine Ratgeber, auf denen der Fluch der Weltgeschichte lastet — der Außenminister Sazonow, der Pariser Botschafter Tswolsty — waren intrigante Petersburger Durchschnittsdiplomaten. Der einzige Staatsmann, den Rußland besaß, der längst kaltgestellte Graf Sergei Witte, fand im zweiten Kriegsjahr durch Kohlengasvergiftung ein ungeklärtes Ende.

Dem Zaren an Alter, Größe und mit dem dunkelblonden Vollbart seltsam ähnlich sein richtiger Better, Georg V., seit 4 Jahren des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland und der überseeischen britischen Besitzungen König, Verteidiger des Glaubens, Kaiser von Indien.

Zwei Männer ragen aus den Scharen der Großen seines Reichs:

Winston Spencer Churchill, aus dem Hause der Herzöge von Marlborough. Eben erst vierzig, ein Feind Deutschlands und Kriegsheger übelster Art. Er hat, nicht gerade mit den saubersten Mitteln, Karriere gemacht. Jetzt, endlich an der verantwortungsvollsten Stelle, betreut er als Marineminister Englands „schwimmende Wälle“, die britische Kriegsflotte.

Ein Sohn des Volkes, 10 Jahre älter, nicht angelsächsischen, sondern keltischen Geblüts, David Lloyd George, „der kleine Zauberer von Bales“ und Finanzminister. Der Premierminister ist Asquith, Minister des Äußeren Sir Edward Grey, beindürer Diplomat und Forellenfischer, in seiner Bedeutung bei Kriegsausbruch in Deutschland überschätzt.

Denn die wahre Säule des Weltkriegs ragt an der Seine: Raymond Poincaré, seit dem Vorjahr das Staatsoberhaupt Frankreichs, mit der hartedigen Stirn des Französischlothringers, Advokat, der Mann der Revanche, der Vertrauensmann des Pariser Großen Generalstabs.

„Schon 1913 kamen“, wie der deutsche Botschafter in Paris, Freiherr von Schoen, schreibt, „vor der Wahl des Präsidenten ernste Besorgnisse zum Vorschein, die sich in dem geflüsterten knappen Wort aus-

Zar
Nikolaus II.,
geb. 18. Mai
1868, von den
Bolschewisten
ermordet
18. Juli 1918
geb. 1872,
ermordet
18. Juli 1918

1849—1915

geb. 8. Juni
1865

geb. 1874

geb. 1863

1852—1928
geb. 1862
gest. 7. Sept.
1938

geb. 1860,
Präsident
der Franz.
Republik
1918—1920



drückten: „Lui président — ce sera la guerre!“ [Er als Präsident — das gibt den Krieg.] Er brach mit der Tradition, welche dem Präsidenten der Republik große Zurückhaltung auferlegte, machte Besuche, nahm eine Fülle von Einladungen an, versäumte keine Gelegenheit, sich den Parisern zu zeigen, seine Rednergabe glänzte, sich feiern, sich bejubeln zu lassen. Sein Auftreten glich mehr dem eines Monarchen als dem stillen Leben eines Präsidenten. So gewann er rasch das, was er erstrebte: Volkstümlichkeit. Seine Anhänger wuchsen von Tag zu Tag.“

1841—1929

George Clemenceau, „der Tiger“, Deutschenhasser wie er, Ministerstürzer, lauert noch in den Dschungeln der französischen Deputiertenkammer.

Drüben in Serbien das Haus Kara-Georgewitsch. Sein Ahnherr hingerichtet. Vertreibung durch das Haus Obrenowitsch, aus dem Fürst Michael von Verrschwörern in Stücke gehauen, König Alexander und seine Gemahlin Draga als blutige Leichen aus den Fenstern des Konaks in Belgrad gestürzt wurden. Das ist das Land, wegen dessen neuen Doppelmordes in Serajewo in den nächsten 4 Jahren über 8½ Millionen Männer auf dem Schlachtfeld sterben werden! Augenblicklich reitet wieder König Peter I. vom Stamm des „Schwarzen Georg“, schon 70jährig, auf dem roten serbischen Tiger. Sein Berater in Stant und Blut heißt Paschitsch.

1844—1921

1846—1926

Montenegro ist 1914 kein Operettenstaat, sondern papageienbunte, aber blutige Wirklichkeit. Häuptling dieses Volkes sieben Fuß langer Krieger schon seit 54 Jahren der greise König Nikolaus, nur mittelgroß, mit allen Hunden des Balkans gehegt, aber in seiner Art ein ganzer Kerl.

1841—1921

Die Völker: Ein tiefblauer Sommerhimmel segnete in Deutschland 1914 das Gold der Ahrenfelder, das Grün der Wiesen und Wälder. Der Niederrhein war bei Tag schwarz vom Qualm der Schloten, purpurn des Nachts von der Glut der Hochöfen. Überall auf der Welt war das Blau des Meeres weiß von deutschen Segeln. Ganz Deutschland arbeitete im Bergwerkstollen und an der Drehbank, hinter dem Pflug und in der Werkstatt, am Schreibtisch und auf dem Exerzierplatz, und über dieser Arbeit waltete Gottes Gnade. Denn es gab in diesem Reich von 67 Millionen keine Arbeitslosen, und seit langem verließen kaum 20 000 Menschen im Jahre als Auswanderer die deutsche Heimat.

Vollwichtige Goldstücke gingen im Verkehr als selbstverständlich von Hand zu Hand. 120 Millionen Gold ruhten als Kriegsschatz im Julius-turm in Spandau. Für 10,07 Milliarden Mark führte Deutschland 1913 Eisenwaren, Maschinen, Rohle, Baumwollwaren, Farben, Chemikalien, elektrotechnische Erzeugnisse und tausendfach anderes in das Ausland.

Die deutsche Handelsflotte war mit über 2000 Seedampfern von 2½ Millionen Tonnengehalt die zweitgrößte der Erde. Mächtige Kolonien, fast von der gleichen Bodenfläche des Reichs, mit 12 Millionen farbiger Schuggenossen, blühten in Afrika, in der Südsee, in China.

Deutsch Ostafrika lieferte uns Kaffee, Kautschuk, Hanf, Häute, Baumwolle. Reis, Edelhölzer. Kamerun: Kautschuk, Kakao, Elfenbein. Togo: Palmöl. Südwestafrika: Diamanten, Straußensedern, Blei und Kupfer. Die Südsee: Phosphat und Palmkerne. 2000 weiße und 4000 farbige Soldaten hielten das ganze gewaltige Kolonialreich in Ordnung, das uns der Friede von Versailles entriß.

Ungefähr für ebensoviel als wir ausführten bezogen wir, nach Karl Helfferich, 1913 mit 10,7 Milliarden Mark aus dem Ausland an Baumwolle, Palmkernen, Kautschuk, Tabak, Reis, Südfrüchten, Seide, Pelzwaren, Petroleum, Zinn und ähnlichen Dingen, die wir nicht oder nicht in genügender Menge erzeugen konnten.

Schön: Aber um unsere Waren billig ausführen zu können, führten wir auch möglichst billige Lebensmittel aus dem Ausland ein. Nun kommen die erschreckenden Ziffern: An Getreide allein 1912 für 1130 Millionen Mark (überall in Deutschland wuchs das Korn), für 355 Millionen Holz (ein Viertel Deutschlands ist mit Wald bedeckt), für 187 Millionen Eier (die deutschen Hühner hätten frischere geliefert), für 128 Millionen Butter (in allen deutschen Ställen brüllten die Kühe), für ebensoviel Obst (kaum eine Chaussee in Deutschland ohne Obstbäume), für 111 Millionen Schweineschmalz (es grunzte in Deutschland in allen Koben), für 126 Millionen Fische (die deutsche Nordsee wimmelte von ihnen) — im ganzen an Lebensmitteln, die Deutschland selbst hätte erzeugen können, die furchtbare Summe von über 3000 Millionen Mark.

So wurde der deutsche Bauer zum guten Teil aus der deutschen Wirtschaft ausgeschaltet. Er verlor die Kaufkraft, und doch sagt das Sprichwort: „Hat der Bauer Geld, so hat's die ganze Welt.“ Der Schwerpunkt unserer Warenverwertung verlagerte sich nach dem Ausland und machte uns von dem Ausland abhängig.

Und nun kam, nach Kriegsausbruch, die Blockade. Nun waren wir plötzlich auf uns selbst angewiesen. Nun erfüllte sich das ewige: Von Erde bist du! Im Anfang war der Bauer!

In dieser Aushungerung Deutschlands liegt — neben der Unfähigkeit der politischen Führung — der trotz des unerhörten Heldentums von Heer und Heimat verlorene Krieg, weil dieser Schwund von Nervensubstanz erst dem eigentlichen Todeskeim des deutschen Siegs, dem Marxismus, den Einlaß in die Blutadern des deutschen Volkes freigab. Aber die Hunderttausende klaglos vom Mangel hingeraffter Kinder, Frauen, Alten starben ebenso wie die Geldgrauen draußen auf dem Feld der Ehre. Sie rufen uns Überlebenden aus dem Jenseits zu: Laßt es euch zur Lehre dienen! Vertraue in Krieg und Frieden nur auf dich, Deutscher, und auf deinen deutschen Boden!

Krieg aber — das war im Jahr 1914 ein ferner, den Ohren ungewohnter Klang. Man arbeitete. Man freute sich des Lebens. Man plante nichts Böses und erwartete also auch nichts Böses vom Nachbarn. Man war durch eine schwächliche Führung der öffentlichen Meinung

geb. 1872,
gest. bei einem
Eisenbahn-
unfall 1924

dazu erzogen, das Theater dieser Welt durch einen rosenroten Operngucker und gewissermaßen als wohlwollender Zuschauer vom Parkett aus zu betrachten.

Im Reichstag aber, in dem der Volkswille sich verkörperte, saßen 1914 bei Kriegsausbruch 18 Polen, 9 Elsäßer, 1 Däne, 5 Welfen, 111 Sozialdemokraten — zusammen von 397 Abgeordneten 144 Gegner des bestehenden Reichs, denen zur absoluten Mehrheit nur noch 50 und etliche Stimmen fehlten. So wählte, zur Zeit einer nie dagewesenen Blüte Deutschlands, überschüttet von der Gnade des Schicksals, noch 1913 der unbelehrbare deutsche Michel.

Und mit diesem lendenlahmen Reichstag, der sich erst am Mittag des 9. November 1918 gespenstisch in nichts auflöste, mußte gerade der trübste und matteste aller Reichskanzler haushalten, während draußen ein unbändiger Wille zum Sieg die Heere Deutschlands besetzte.

„O du mein Österr e i ch“ — wehmütig klingt schon seit Jahrzehnten die Weise. Es weht ein dumpfes Ahnen durch das bunte, sich gegenseitig hassende Völkergemisch Habsburgs, daß es mit Österreich-Ungarn zu Ende geht — dem deutschen Kaiserreich westlich, dem ungarischen Königreich östlich der Leitha. Aber es gibt außer den 12 Millionen Deutschen, den 10 Millionen Madjaren noch 24 Millionen Slawen, fast die Hälfte aller Einwohner, in der Monarchie. Polen, Tschechen, Mähren, Slowaken, Ruthenen, Kroaten, Serben pochen immer stürmischer auf ihre Volksrechte. Will man die Slawen auf die Dauer innerhalb der t. und t. Grenzpfähle halten, so muß man sie als Dritte gleichberechtigt in den Bund der Deutschen und der Ungarn aufnehmen. Das ist ein Gedanke des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand.

„Wie ein roter Faden hat sich durch den politischen Ideengang des Erzherzogs seine Abneigung gegen Ungarn gezogen“, berichtet Graf Czernin. „Sein Wunsch, den Nationalitäten zu ihrem Recht zu verhelfen, hat ihn niemals verlassen. Er war der stetige Vertreter der Rumänen, der Slowaken und der übrigen in Ungarn lebenden Nationalitäten.“

Zum Dank streckt ihn die Mordkugel eines Slawen nieder.

Nur der Habsburgergedanke hält noch den zerfallenden Turm von Babel zusammen. Der Habsburgergedanke — das ist seit undenklichen Jahrzehnten der einsame, uralte Witwer in der Hofburg. Wenn ganz Wien schläft — schon um 4 Uhr morgens — sind die Fenster seines Arbeitszimmers hell. Da sitzt Kaiser Franz Joseph und regiert bis zum Schlafengehen um 8 Uhr abends seine Völker. Geht er einmal für immer schlafen . . . ein Achseljuden . . . ein Fatalismus . . . Vorläufig wird „fortgewurteilt“ . . .

Und doch hat man noch in diesen letzten Jahren am Ballhausplatz in Wien die Kraft, die hilflos isolierte Berliner Politik immer wieder auf den Balkan zu verschleppen, der nach Bismarcks Wort für Deutschland nicht die Knochen eines pommerischen Grenadiers wert ist . . .

Krank Österreich. Kränker noch Rußland, schon vor einem Jahrzehnt, nach dem „blutigen Sonntag“ in Petersburg, von einem Revolutionsfieber geschüttelt. Es sucht die Quelle seiner Leiden nicht in sich — in seiner Despotie, in seiner Barbarei, in seinem Suff, in seiner Beamtenkorruption —, es sucht sie bei dem bösen Nachbarn — dem Deutschen.

„Ohne den Deutschen liefen wir ja heute noch auf allen vieren!“ gestand einmal in einem lichten Augenblick ein russischer Staatsmann. Das eben ist es: Man haßt den Erzieher! Seit Jahrzehnten hegen die Panlawisten wider Deutschland und gewinnen gegen die Balten in Petersburg immer mehr an Macht. Die „Sphären“ dort, die hohe Gesellschaft, ist blind französisch und spricht nur Französisch, der Zar selbst, in Briefen und im Familienkreis, nur Englisch. Die byzantinisch-orthodoxe Kirche verabscheut das westliche Christentum Roms und Wittenbergs im Deutschen Reich. Die demokratisch gesinnten Intellektuellen sind ganz nach Paris und London orientiert. Die nihilistischen Arbeitermassen sehen im deutschen Kaiserreich das Spiegelbild des gehaßten Zarentums. Die Armee tröstet sich für ihre Niederlage gegen Japan durch eine merkwürdige, wachsende, barbarisch-großspurige Unterschätzung der deutschen Waffenkraft, von der sich allerdings der russische Generalstab durch seine vorsichtige Kriegsführung gegenüber Deutschland fernhielt.

Und die Bauern — neun Zehntel aller Russen? Der Muschik lebt immer noch stumpf dahin. Sein Dorf ist seine Welt. Erst als die Verblendung der Herrschenden ihn zu Millionen hinaus in den Krieg führt, gewinnt er den Begriff der eigenen Masse, er sieht sich selbst im Schützengraben plötzlich verhunderttausendfach. Er überblickt zum erstenmal die unermeßliche bewaffnete, wandernde russische Erde. Und mit dieser Erkenntnis beginnt diese Erde zu beben.

Frankreich hat sich in diesen 4 Jahrzehnten des Friedens seit 1871 für den Verlust Elsaß-Lothringens durch ein ungeheures Kolonialreich entschädigt. Es hat sich in Hinterindien festgesetzt, Tunesien einverleibt, Madagastar erobert, die halbe Sahara. Es ist eben dabei, Marokko zu schlucken. Aber seinen Anspruch auf die Reichslande gibt es darum noch lange nicht auf. Es wartet — nach dem Grundsatz: „Immer daran denken — nie davon sprechen!“ Die Armee, „die große Stumme“, schweigt, bis ihre Stunde kommt.

Jetzt, mit dem russischen und dem britischen Weltreich im Bund, ist die nie wiederkehrende Schicksalsstunde da: der Franzose — diese merkwürdige Mischung von Draufgänger und Spießbürger — muß sich entscheiden: Rache oder Ruhe? Er wählt ohne Besinnen die Revanche. Er weiß, worum es geht. Er kämpft vom ersten bis zum letzten Tag mit einer grimmigen Verbissenheit den Krieg.

Wie anders England, das seit 8½ Jahrhunderten keinen Krieg mehr im Land sah! Es kennt nur Kolonialkriege irgendwo überm

Meer. Auch dieser Krieg von 1914 auf dem europäischen Kontinent ist eine Art von außergewöhnlich großem und nahem Kolonialkrieg. Der Gentleman nimmt an ihm, soweit er nicht Berufsoffizier ist, nicht teil. Er kennt keine allgemeine Wehrpflicht, wie die Großmächte des Festlands. Für den Krieg ist das gute und hochbezahlte Söldnerheer da.

„Wir schießen“, verkündet Lloyd George, „mit silbernen Kugeln!“ Die City gibt die Losung aus: „Business as usual!“ — „Die Geschäfte gehen ruhig weiter!“ Die Tommies — die Soldaten — ziehen in den furchtbarsten aller Kriege mit einem munteren Gassenhauer: „Es ist ein weiter Weg nach Tipperary, wo mein Schätzchen wohnt!“ Britische ins Feld eilende Generalstabsoffiziere veräumen den Kanal dampfer, weil sie auf Waterloo Station in London sich keinen Weg durch die auf den Rennplatz strömende Menge bahnen können. Diese anfängliche Unterschätzung des Feindes zeigt sich in England fast bei jedem Krieg! Sie hängt mit dem Selbstbewußtsein des Briten zusammen.

Mobilmachung: Die Welt in Waffen wider Deutschland! Das ist das Gefühl, das trotz aller Fehler der deutschen Politik und ihrer unnötigen Kriegserklärungen in diesen erhabenen Augusttagen 1914 ganz Deutschland in einem Sturm der Begeisterung für das bedrohte Vaterland eint! Vom Nordbalkon des Berliner Schlosses spricht der Kaiser mit weithin hallender Stimme zu seinem Volk. Er nimmt im weißen Thronsaal durch Handschlag das Treugelöbnis aller Parteiführer des Reichstags entgegen und prägt das schöne Wort: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche.“

4. August 1914

4. August 1914

Einmütig bewilligt der Reichstag alle Kriegskredite. Alle Häuser sind beslaggt. Jubelnde Volksmassen wälzen sich durch die Städte. Die „Wacht am Rhein“ ertönt. Die Bahnhöfe sind kribbelnde Ameisenhaufen. In langen Zügen, mit schallendem Gesang, „mit Herz und Hand fürs Vaterland“, noch im Bürgerkleid, die gebienten Jungmannen und Männer zwischen 20 und 39 Jahren, auf dem Marsch zu ihrem Truppenteil. Ungezählte Tausende von jungen, noch nicht ausgebildeten Kriegsfreiwilligen, die die Kasernentore belagern, bei den Offizieren bitten und betteln, von Stadt zu Stadt fahren, in der Hoffnung, von irgendeinem Regiment angenommen zu werden und so bald wie möglich ins Feld zu dürfen.

Tausendfach in diesen Wochen, Tag und Nacht, auf dem Pflaster das Hufgetrappel der ausgehobenen Pferde. Grimmig, auf den Kasernenmauern Potsdams, die Kreideinschrift: „Hier werden noch Kriegserklärungen entgegengenommen!“ Und an den Hauswänden: „Jeder Stoß ein Franzos! . . Jeder Schuß ein Ruß! . . Jeder Tritt ein Britt!“ Eine wilde Heze nach Spionen in allen Städten.

Schon taucht im Lauf der ersten Mobilmachungstage an Stelle der bunten Friedensuniformen das erste fremdartige, feierlich-ernste Feldgrau des Weltkriegs auf. Generale sind es, die mit ihren Stäben ihren Truppenteilen voraus an die Front eilen. Und dann erklingt es: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus!“ — fast 300jährige Regimenter.

die auf endlose Reihen von Feldzügen und Schlachten zurückblicken, und erst seit 1871 formierte, die zum erstenmal Pulver riechen — und in allen der gleiche deutsche Angriffsgeist! „Zur Zeit der Rosen im August — da hat die Garde fort gemußt!“ Die Garde, die Linie, die Reserveeregimenter, die Landwehr — alles, was kämpfen kann, an die Front!

Ungeheure Menschenmassen begleiten jubelnd die Krieger zum Bahnhof. Die Frauen tragen die Gewehre. Die Kinder reichen Blumen. Die Eisenbahnwagen sind mit grünen Reifern geschmückt. Wild lachende Gesichter drängen sich, während sich die endlosen Züge in Bewegung setzen, an den Fenstern. Im Rollen der Räder verhallt fern der brausende Gesang.

Und dann tauchen auf den Bahnsteigen in langen Reihen paarweise die Flügelhauben der ins Feld fahrenden Krankenschwestern auf, am Außenrand der großen Städte wachsen über Nacht mächtige Baracken aus frischem, weißem Tannenholz empor — Rotlazarette für die Mengen der erwarteten Verwundeten. An den Anschlagssäulen stehen die Menschen und lesen das Aufgebot des Landsturms aller deutschen Männer vom 17. bis zum 45. Lebensjahre. Das Eisene Kreuz aus der Zeit der Väter wird neu geschaffen. Langsam legt sich der schwere Ernst des Krieges über die Heimat. Die große Stille. Die Erwartung: Was wird Gottes Wille da draußen fügen? Aber an den Fronten ist es noch stumm. Die Heere marschieren erst zum Waffengang auf.

Dort fern aber, wo der breit flutende Spiegel der Donau die Pulverkammer Europas, Belgrad, von Ungarn trennt, da lagen, flußabwärts von Semlin, 4 madjarische Panzermonitore Ende Juli schon schußbereit, und drüben am linken Ufer gähnten die Schlünde schwerer ungarischer Landartillerie. Es blißte auf. Am 29. Juli 1914 donnerte der erste Kanonenschuß des Weltkriegs.

3

Die Heere

Die Friedensheere: Die deutsche Friedensarmee sollte, nach dem Heeresgesetz vom 3. Juli 1913, bis 1915 zählen: 30 029 Offiziere, 105 117 Unteroffiziere, 647 811 Mannschaften und 157 816 Dienstpferde. Sie umfaßte 1913 217 Infanterie-, 110 Kavallerie-, 100 Feldartillerie- und 24 Fußartillerieregimenter mit 18 Jäger-, 35 Pionier-, 25 Trainbataillonen und Mengen von Sondertruppen.

Verfallener Vertrag, Artikel 169: „Spätestens am 31. März 1920 darf die gesamte Iststärke des [deutschen] Heeres nicht mehr als 100 000 Mann, einschließlich der Offiziere, betragen.“

Starke Bollwerke schirmten, wenn wir uns auch mehr auf die Angriffskraft des deutschen Heeres verlassen, das Reich. Weit vorgelagert in Lothringen das gewaltige Metz, nach dem Kriege an

Frankreich gefallen, dann die Kette der mächtigen Rheinfestungen: Straßburg, in Versailles ebenfalls den Franzosen zugesprochen, Mainz, nach Artikel 180 des Friedensdiktats geschleift. Im Osten: Königsberg, Thorn, Graudenz, Posen.

Der Oberbefehl über die gesamte Kriegsmacht des Reiches stand dem Deutschen Kaiser zu. Als solcher übte er auch die Befehlsgewalt über die sächsischen, badischen, württembergischen und hessischen Truppen. Die bayerische Armee war im Frieden so gut wie selbständig unter dem König von Bayern. Sie trat erst nach der Mobilmachung unter den Befehl des Deutschen Kaisers.

Gleich an wunderbarer Ausbildung, Bewaffnung, Manneszucht und kriegerischem Geist alle diese Truppenteile, aber entsprechend der Vielheit deutscher Art in ihrem bunten Uniformglanz hundertfach voneinander verschieden: weiße Kürassiere, rote, schwarze preussische und braunschweigische, blaue preussische und sächsische, grüne preussische Husaren, bunte sächsische Gardereiter, himmelblaue preussische und württembergische, aber auch moosgrüne hessische Dragoner, dunkelgrüne Jäger, dunkelblaue Infanteristen, bis jetzt alle draußen sich mit dem Nebelgrau des Krieges tarnten.

Jedes ältere Regiment eine Individualität, nach ruhmreichen Namen genannt, wie die Senzlikürassiere, die Zieten- und die Blücherhusaren, mit Spitznamen im Volk, wie die „Mailäfer“, die Berliner Gardefüßliere, durch die Kriegervereine ehemaliger Angehöriger eines Truppenteils weithin im ganzen Land verwurzelt, mit der Garnison oft seit Menschenaltern verwachsen. Schön und kameradschaftlich überall das Verhältnis zwischen Offizier und Mannschaft. Stolz jeder Musketier auf das Ehrenkleid, das er gleich dem Kaiser trug.

Deutschland besaß den Segen der allgemeinen Wehrpflicht. Jeder dienstfähige Deutsche sollte vom 20. bis zum 39. Lebensjahr 2 Jahre dem stehenden Heer angehören, 5 der Reserve, 12 der Landwehr, dann noch bis zum 45. Jahr dem Landsturm. Dies gesunde Stahlbad des Friedens gab jedem jungen Mann Haltung, Selbstbewußtsein, Schneid und Disziplin. Zu den Rekruten jedes Jahrgangs traten noch alljährlich zu vielen Tausenden, nur durch schwarzweiße oder sonst landesfarbene Schnüre an den Achselklappen von den Kameraden abgehoben, die Einjährig-Freiwilligen — junge Leute von mindestens mittlerer Gymnasialbildung, die nur ein Jahr dienten, sich auf eigene Kosten bekleideten und verpflegten und außerhalb der Kaserne wohnten. Aus ihnen ergänzt sich das Reserve- und Landwehroffizierkorps — in der Uniform von den Berufsoffizieren, deren Zahl es weit übersteigt, nur durch das Landwehrkreuz auf dem Helm unterschieden.

Das sind trodene Zahlen der allgemeinen Wehrpflicht. Aber sie sprechen eine schicksalschwere Sprache. Denn die allgemeine Wehrpflicht stand in Wirklichkeit nur auf dem Papier. Es wurde, dant

der schwächlichen wehrpolitischen Einstellung der Regierung, von der Reichstagsmehrheit nie genug Geld bewilligt, um alle Diensttauglichen einzustellen. Viele zehntausend von kräftigen jungen Männern losten sich alljährlich bei der Musterung frei und liefen bei Kriegsausbruch unausgebildet herum. Sie waren nicht einmal in Listen geführt, so daß bei ihrer Einstellung eine ungeheure, nur oberflächlich zu bewältigende Mehrarbeit entstand.

So kam es, daß das kaum 40 Millionen Einwohner zählende, aber seinen letzten Mann bis zum 48. Lebensjahre im Frieden zur Fahne holende Frankreich 1913 bei 3jähriger aktiver Dienstzeit mit 31 000 Offizieren und 613 000 Mann annähernd die gleiche Heeresstärke wie das Deutsche Reich mit 67 Millionen Menschen besaß. Dabei ist Frankreichs riesige „schwarze Armee“ seiner Kolonien — all die Äquatorial-Nigger, Senegal- und Madagaskarstümpfen, Annamiten, Tonkinesen, Marokkaner — nicht mit eingerechnet.

Die Franzosen rückten 1914 noch in ihren weithin als Ziel leuchtenden krapproten Infanteriehosen und einem dunkelblauen Mantel darüber ins Feld. Der Charakter der französischen Armee war rein demokratisch. Es gab keine Garde, sondern nur gleichmäßig durchnummerierte Linienregimenter. Ein großer Teil der Hauptleute und Leutnants ergänzte sich aus dem Unteroffizierstand. Die französische Armee war das französische Volk in Waffen, nach der deutschen Armee unstreitig die beste Europas, weil sie die besten Eigenschaften des Franzosen — die heißblütige Vaterlandsliebe und die geschichtlich überkommene leidenschaftliche „bravour“ — widerspiegelte. Körperlich behende, rasch in Auffassung und Entschluß, ist der französische Infanterist, gerade in der ihm besonders liegenden Verteidigung, gewandt in der Ausnutzung des Geländes. Gut, wie in jedem Krieg, namentlich die Napoleonische Waffe, die Feldartillerie. Der Umgangston in der französischen Armee war schon im Frieden merkwürdig rauh und barsch. Mit derselben Härte wurde der Krieg geführt. Sadistische Grausamkeit gegen Gefangene und Mangel an Reinlichkeit trübten das Bild des französischen Soldaten.

Österreich-Ungarn hatte eine sehr verwickelte allgemeine Wehrpflicht: 3 Jahre vom 21. Lebensjahr ab bei der Fahne, dann Reserve-, Landwehr- und Landsturmpflicht bis zum 42. Lebensjahr.

Mit ihrer Friedenspräsenzstärke von 34 000 Offizieren, 390 000 Mann mit 90 000 Dienstpferden bildete die k. u. k. Armee nicht, wie Deutschland und Frankreich, ein unzerbrechlich geschmiedetes Schwert in der Faust des Feldherrn. Die Zerrissenheit der Nationalitäten spiegelte sich in ihr wider. Die „Armeesprache“, in der die Befehle gegeben wurden, war allgemein Deutsch, und auf die deutschen Regimenter, wie die berühmten Tiroler Kaiserjäger oder die „Edelknaben“, das Wiener Hausregiment Hoch- und Deutschmeister, wie auf die madjarischen Truppen war unbedingt Verlaß. Nicht so auf die Italiener, die Polen, die Slawen überhaupt. Manche dieser Truppenteile, deren Stimmung zu Anfang des Krieges eine gute war, kämpften später unwillig oder

gar nicht. Das aus Prag ergänzte und in Trient garnisonierende 28. Infanterieregiment ging geschlossen zu den Russen über. Die russische Spionage spulte schon im Frieden bis in den Generalstab. Mit dieser Brüchigkeit des Materials, für das sie nichts konnte, mußte die österreichische Heeresführung rechnen und danach — mit einer besseren Bewährung der Truppen als man erwarten konnte — ihre Operationen einrichten. In Deutschland, wo man diese Verhältnisse nicht überall kannte, hat man ihr manchmal unverdiente Vorwürfe gemacht.

Rußland besaß grundsätzlich ebenfalls die allgemeine Wehrpflicht, vom 21. bis zum 43. Lebensjahr, davon 3 Jahre bei der Fahne. Wie viele Rekruten das Kaiserreich aber alljährlich aus seinen ungeheuren Menschenmassen wirklich zur Fahne rief, hielt es vor der Welt geheim. Man schätzte 1914 die Friedensmacht des Zaren auf etwa 1 384 000 Mann.

Das Gardekorps in Petersburg stand als eine Truppe für sich halb außerhalb der Armee. Einer bevorzugten Sonderstellung rühmten sich auch die Nordbrenner des Weltkriegs, die Kosaken. Der russische Soldat machte schon im Frieden in seiner schlichten dunkelgrünen Uniform mit den Schaffstiefeln einen feldmarschmäßigen Eindruck. Im Krieg trat er von vornherein feldbraun auf. Feldbraun in Millionen.

Denn der Russe — das ist die Masse. Und nur als Masse, in Massen getrieben, im dumpfen Gehorsam des Zarenreichs zu verwenden. Daher seine Massenverluste. Zu selbständiger Kampfführung als Plänkler fehlen ihm — vielleicht von den sibirischen Schützen abgesehen — geistige Übersicht und körperliche Beweglichkeit. Aber man halte deswegen den Russen nicht für einen schlechten Soldaten! Man hat ihn, innen in Deutschland, oft unterschätzt! Er ist, seinem passiven Charakter gemäß, ein zäh am Boden klebender Verteidiger, ein Meister im Schanzen- und Schützengrabenaufbau, stoisch im Feuer, fatalistisch im Tod. Denn was hat ein russischer Muschik schließlich zu verlieren? Dabei durchaus nicht ohne Vaterlandsliebe. Wie der russische Bauer, der er ja ist, als Soldat ein Gemisch von Roheit und Gutmütigkeit, Stumpfsinn und Pfiffigkeit. Vom Deutschen hält er anfangs nicht viel. „Wir beziehen heute nacht eine sehr exponierte Stellung“, schreibt der bei Tannenberg gefangene Leutnant Eschuntschal von der Wilnaer Artillerie in sein Tagebuch, dessen Abschrift der Verfasser an der Ostfront durch die Güte des Befehlshabers eines Gefechtsabschnittes erhielt. „Japanern gegenüber wäre es schlimm. Aber da wir nur Deutsche vor uns haben, wird es schon gut gehen!“

Das einzige Söldnerheer zu Beginn des Weltkrieges — klein, aber eine Kerntruppe von Berufskriegern — die Armee Englands, von 8110 Offizieren und 168 050 Mann mit einer Dienstpflicht von 12 bis 21 Jahren. Dazu noch in allen Teilen der Erde, namentlich in Indien, ungeheure Mengen farbiger Hilfsvölker.

Die Offiziere der Armee des Mutterlandes entstammten den ersten Kreifen. Es gab berühmte Garde- und Hochschottenregimenter. Aber im Volk war „Tommy“, der Landsoldat, nicht so geachtet wie „Old Jack“, der Matrose. Als Lockmittel zur Anwerbung Diensttätiger waren die Uniformen phantastisch bunt: mächtige Bärenmützen, scharlachrote Röcke, die Schotten in ihrem Nationalschurz, Tambourmajore mit Pantherfell, zahme Regimentshirsche. Aber für den Ernstfall ruht in den Kasernenkammern das berühmte, schon in vielen Kolonialkriegen bewährte gelblichgrüne Khaki.

Denn der Engländer im ersten Kriegsjahr — das ist der „gentleman in khaki“.

Man muß die knochigen langen Kerle schon früher in den britischen Kolonien gesehen haben, erfüllt vom Selbstgefühl des weißen Mannes, dem womöglich ein farbiger Diener auf dem Marsch das Gepäck trägt, erfüllt von Verachtung gegen alles Nicht-britische. Man muß dann die, verschnuipften Lords gleichenden, Mienen der in Belgien ohne Schuß in dem Eisenbahnzug gefangengenommenen Hochländer beobachtet haben! Diese britischen Landsknechte alle, geneigt, den europäischen Krieg als einen besseren Kolonialfeldzug zu betrachten! Jeder Gemeine unter ihnen, nach den Begriffen des Volksheroes, ein Unteroffizier an Dienst-erfahrung. Diese Übung des Kolonialgeplänkels mit im Hinterhalt liegenden Eingeborenen gibt dem britischen Söldner einerseits Bedächtigkeit in allen Bewegungen, andererseits Unterschätzung des Gegners, zu dem sein insularer Hochmut ohnedies neigt. Dies erklärt manche merkwürdigen englischen Manöver zu Kriegsbeginn.

In der Bewaffnung standen alle Heere auf der Höhe der Zeit. Deutschland verfügte allein, dank dem Grafen Zeppelin, über Luftschiffe; es besaß bei Kriegsausbruch 5 Luftschiffer- und 4 Fliegerbataillone, Frankreich 3 große Flugzeuggruppen, Österreich 1 Luftschifferabteilung. Im Flugzeugwesen war Frankreich zunächst überlegen.

Graf Ferdi-
nand Zeppelin
1888—1917

M o b i l m a c h u n g .

Das bedeutet die Verwandlung des Friedensheeres in das Kriegsheer durch Einberufung aller Reserve- und Landwehrjahrgänge, Aufgebot des Landsturms, Einstellung von Kriegsfreiwilligen, Aushebung aller gebrauchstüchtigen Pferde, Beschlagnahme der Kraftwagen und Benzinorräte mit sonstigem Beiwerk, Gliederung dieser zusammenströmenden Männermassen innerhalb von 18 Tagen zu einer kampfbereit an der Grenze aufmarschierten Millionenarmee.

Wäre dies kunstvolle Räderwerk nicht schon im Frieden bis auf das kleinste durchgearbeitet — ein ungeheures Durcheinander wäre die Folge und ein verlorener Krieg das Ende.

Daß alles klappt, das ist im Frieden eine der ernstesten Aufgaben des Großen Generalstabs. Er beschlagnahmt vom 4. Tag der Mobilmachung ab die Reichseisenbahnen zum alleinigen Zweck der Truppenbeförderung zur Front. Aber was würde das endlose Rollen dieser endlosen Züge voll Menschen, Rosse, Geschütze, Munition — was würde es helfen, wenn nicht in unzähligen geheimen Tabellen jedes Frühjahr genau festgelegt wäre, wo und wann sich jeder Truppenteil einwaggoniert, wo und wann er unterwegs verpflegt wird, wo und wann er aussteigt und sich mit andern Regimentern zu Kraftgruppen zusammenballt.

Und so geschah es und glückte es 1914! Diese Mobilmachung war ein technisches Wunderwerk der Organisationskunst des Großen Generalstabs. Die „Große Bude“, das vieleckige rote Gebäude am Königsplatz in Berlin, war im Frieden eine Nervenmühle. Aber die Mühle mahlte jetzt gut.

Vertrag von Versailles, Artikel 160: „Der deutsche Große Generalstab und alle andern ähnlichen Formationen werden aufgelöst und dürfen unter keiner Gestalt neu gebildet werden.“ Artikel 178: „Alle Mobilmachungsmaßnahmen sind untersagt.“

Die Kriegsheere.

Nach der Mitte August stand das herrlichste Heer, das die Welt je gesehen, stand die deutsche Armee vollzählig und in voller Ordnung an der Westfront und in Ostpreußen aufmarschiert.

2 147 000 deutsche Frontkrieger hielten die Wacht an Maas und Memel, mit 1 400 000 Osterreich-Ungarn verbündet. Im Westen standen ihnen 2 150 000 Franzosen und 100 000 Belgier gegenüber, im Osten war Rußland — vorläufig nur als Bruchteil seiner Macht — mit 2 712 000 Mann im Anmarsch, 235 000 Serben trugen die Waffen. 132 000, wahrscheinlich bis 170 000, Engländer rüsteten sich, auf dem Kontinent zu landen.

Im ganzen 9 Millionen Männer, bereit zum größten Krieg aller Völker und Zeiten.

Die Feldherren.

Nach stolzem, altem Hohenzollernbrauch zog Kaiser Wilhelm II. selbst mit den deutschen Heeren in den Krieg, während der Zar, der König von England und — bei seinem hohen Alter selbstverständlich — der Kaiser von Osterreich in ihren Hauptstädten blieben, der Präsident der Französischen Republik mit seiner Regierung sogar bald nach Bordeaux flüchtete.

Mit dem kaiserlichen Hauptquartier verbunden war die Oberste Heeresleitung. Auf dem Chef des Generalstabs der Armee, Generaloberst Helmuth v. Moltke, lag die Verantwortung für die Kriegführung.

Er trug den Vornamen und war ein Neffe des Schlachtendekers von Sedan. Eine hohe, ritterliche Erscheinung, aber körperlich leidend, eben von einer Kur in Karlsbad zurückgekehrt, war er, seit 1906 an

der Spitze des Generalstabs, seinem halben Tausend Auserlesenen der Armee ein vortrefflicher Lehrer der Strategie. Ein Strategie war er nicht.

Rühne Gedanken erschreckten ihn ebenso wie starke Willensäußerungen. Es fehlte ihm an der notwendigen Entschlußkraft eines wirklichen Heerführers, unvorhergesehene Wendungen konnten ihn völlig aus der Fassung bringen. Sein Verlagen in einem entscheidenden Augenblick trägt die Schuld daran, daß der Schlieffenplan nicht durchgeführt wurde und der glänzende Vormarsch im Westen zu dem Schützengrabenkrieg erstarnte.

So ist es begreiflich, daß General v. Moltke nur 4 Wochen, von Mitte August bis Mitte September 1914, die deutschen Heere führte.

Wie anders Graf Franz Conrad von Hötzendorf, seit 1906 mit kurzer Unterbrechung „Generalstabschef für die gesamte bewaffnete Macht Osterreich-Ungarns.“ Ein Soldat! Damit ist alles gesagt.

1852—1925

„Ein kluger, geistig besonders elastischer und bedeutender General“, schildert ihn Ludendorff. „Er war ein Feldherr von seltenem Gedankenreichtum und gab der k. u. k. Armee stets neuen Impuls. Das wird sein Verdienst bleiben. Die k. u. k. Armee war aber nicht kraftvoll genug, seine kühnen Entwürfe in jedem einzelnen Fall auszuführen. Für die Armee war im Frieden zuwenig geschehen. Sie wurde ausgesprochen vernachlässigt und hatte in ihrer Heimat nicht das Ansehen, das zu Taten verpflichtet, wie unsere Armee in Deutschland.“

geb. 1865

Der Oberbefehlshaber der Russen, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, hatte als Oheim des Zaren den Vorteil unbedingter Autorität. Ein rücksichtsloser, aber durchaus nicht unbegabter Truppenführer, Schwiegersohn des Königs von Montenegro, Deutschenhasser, Kriegsheer seit vielen Jahren, seinen schattenhaften gekrönten Neffen körperlich und geistig weit überragend und schon dessen Thron bedrohend.

1856—1929

„Großfürst Nikolaus“, notiert am 4. August 1914 der französische Botschafter in Petersburg Balkologue in sein Tagebuch, „empfängt mich in seinem großen Arbeitszimmer. Mit großen, entschlossenen Schritten kommt er auf mich zu und umarmt mich, als wolle er mir die Schultern zermalmen. „Gott und Johanna von Orléans sind mit uns!“ ruft er aus. „Wir werden den Sieg erringen!“ . . .“

Der Botschafter denkt darüber nach, daß die Jungfrau von Orléans ja die Engländer als Feinde aus Frankreich vertreiben wollte, während Frankreich heute die Engländer als Freunde ins Land herbeiföhnt. Der Großfürst sprudelt aber weiter:

„Während er mit dem Finger auf die Karte weist, strahlt seine ganze Persönlichkeit eine wilde Energie aus. Seine schneidende, abgehackte Sprechweise, seine funkelnden Augen, seine nervösen Bewegungen, sein harter, verkniffener Mund, seine riesenhafte Erscheinung verkörpern den herrischen, hinreißenden Wagemut, der zu den Haupteigenschaften der

großen russischen Strategen gehört. In Nikolai Nikolajewitsch steckt noch irgend etwas mehr, etwas anderes, Erregbares, Despotisches, Unerbittliches, das ihn mit den Banden der Verehrung an die moskowitzischen Boiwoden des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts verknüpft. Hat er denn nicht auch die kindliche Frömmigkeit, die abergläubische Leichtgläubigkeit, die heißblütige, mächtige Lebenslust mit ihnen gemeinsam?“

1852—1931

In Frankreich ist der Divisionsgeneral Joseph-Jacques-Césaire Joffre als Generalstabschef Führer der Armee. Ein tüchtiger, volkstümlicher, bei der Truppe beliebter Militär. Der Genius des Feldherrn leuchtet dem alten Haudegen nicht, aber das Soldatenglück: er ist an Energie und Raschheit der Entschlüsse seinem Gegenspieler, dem General v. Moltke, überlegen.

1852—1925

In England ist von dem Feldmarschall Sir John French, der mit seinem Heer in Belgien landet, nicht mehr zu sagen als von Joffre. Ein General, der keinen groben Fehler begeht.

Wenn er manchmal zögernd operiert, so hat er seine Gründe. Die britische Armee von angeworbenen Söldnern verfügt eben nur über ganz geringen Ersatz. Sie kann nicht, wie die Festlandmächte mit allgemeiner Dienstpflicht, die Verluste durch schon kampffähige Jahrgänge der Reserve und der Landwehr ausgleichen.

6. August
1914

Aber hinter diesem Sir John wuchs, von den britischen Inseln über den Kanal auf den Kriegsschauplatz schattend, die Gestalt des Mannes empor, der 2 Tage nach der Kriegserklärung Englands zum englischen Kriegsminister ernannt worden war.

geb. 1850, er-
trunken beim
Untergang
des Kreuzers
„Hampshire“,
in der Nacht
vom 5. zum
6. Juni 1916

Lord Horatio Herbert Kitchener war Englands erster Soldat! Soldat mit Leib und Seele. Krieg — Krieg in drei Erdteilen sein Leben. Ire von Herkunft, schlichter Ingenieuroffizier, kämpfte er viele Jahre im Sudan, vernichtete in dem Maschinengewehrgemezel von Khartum die Mahdisten, beendete schonungslos den blutigen Burenkrieg, befehligte dann viele Jahre die englische Armee in Indien, war endlich die letzten Jahre vor dem Krieg der britische „diplomatische Agent“ bei dem Khedive von Ägypten — das heißt in Wahrheit der Herr dieses Landes.

Junggeselle. Auf sechs Fuß Körperlänge ein grimmer Bulldogkopf mit martialischem Schnurrbart. Die Verkörperung des britischen Willens zur Macht.

„Sein Haupt“, schreibt der englische Captain Bright, Dolmetscher im Obersten Kriegsrat der Alliierten, „umspielte der furchtbare Glanz von Khartum und Transvaal. Sein Name war der Schrecken unserer Feinde und der Trost unseres Volkes.“

Als einziger unter allen den Feldherren des Völkerringens hat Kitchener im Kriege den Soldatentod gefunden.

Die Flotten

Die deutsche Kriegsflotte. Kaiser Wilhelms II. Werk. In zwei Jahrzehnten, dank dem Admiral von Tirpitz, dem Deutschen Flottenverein, dem nationalen Willen zur Seegelung aus den Bogen gewachsen. Der Dorn im Auge Englands.

1840—1930

Da draußen, auf dem stahlgrauen Wellengeglicher der Kieler Förde, der Wilhelmshavener Bucht, in dem feinen Silbernebel der Seeluft, von weißen Möwen umschwärmt — da ankern sie in endloser Reihe, die schwimmenden Panzerfestungen Deutschlands. Schwarzweißrot mit Kaiserkrone und Anker weht die Marine dienstflagge, schwarzweiß mit dem Preußenadler und dem Eisernen Kreuz auf schwarzweißrotem Grund die Kriegsflagge des Reichs über dem blauen vieltausendfachen Gewimmel liliputanerhaft klein aus der Ferne erscheinender Matrosen, den weißen Girlanden gelüfteter Hängematten.

Wie riesenhafte graue Bügeleisen ruhen die Ungeheuer auf der Flut. Gleich Fühlhörnern gigantischer Schnecken recken sich aus den Panzertürmen weit über das kahle, geländerlose, nur wenige Fuß überragende Deck paarweise die endlos langen Feuerschlünde der schwersten Schiffsartillerie. Mittlere und leichte Geschütze lugen aus den Seitenwänden der kriegsklaren Dreadnoughts. Kriegsklar: alles Verbrennliche im Innern des Schiffsraums beseitigt. Keine Treppen. Man klettert auf senkrechten eisernen Leitern. Keine Türen. Man schlüpft durch kreisrunde Öffnungen in den Zwischenwänden. Viele Matrosen stehen und schaben noch in Eile überall im Innern den Blarbenanstrich ab, damit er nicht bei feindlichen Treffern ins Glimmen gerät. Auf Deck pfeift der Wind. In den Maschinenräumen glüht die öldunstige Luft. Kellerkühle unten im Dämmern der Munitionslager.

Nach dem Alphabet sind die 5 Drehtürme hintereinander von „A“ ab benannt. Eng da drinnen im vordersten, dem „Ajag“. Der mächtige Geschützkörper füllt ihn fast ganz. Die Matrosenartilleristen zwängen sich zwischen ihn und die Rundwände. Es wird geladen. „Granate auf!“ Aus der Tiefe, durch ein paar Stodwerke, steigt im List der mannslange stählerne Donnerkeil empor. Eine riesige Greifzange packt ihn, stopft ihn ohne viel Federlesens in das Rohr, zentnerschwer schiebt sich das Verschlussstück dahinter, die Offiziere rechnen in Eile, Tabellen in der Hand, draußen fliegt plötzlich der Horizont vor den Lutken vorbei. Aber es ist eine optische Täuschung. Der Panzerturm hat sich in dem durch elektrische Farbsignale vorgeschriebenen Winkel gedreht. Die langen Stahlslangen gähnen schuffertig. Und wenn sie sich jetzt entladen, tut man gut, sich vorher auf die Fußspitzen zu stellen und zum Schuß des Trommelfells den Mund zu öffnen und die Finger in die Ohren zu stecken.

Das Abendgrauen senkt sich über das tausendfache, auch die Nacht durch dauernde Gehämmer der Kriegswerst, über das Geflige der bewimpelten Motorbarakken, die Trommel- und Trompetensignale auf den Schiffen, die Winkzeichen von Matrosenposten von Bord zu Bord. Da gleitet schattenhaft, geräuschlos, rauchlos durch Petroleumfeuerung,

etwas Schwarzes, lang und dünn wie ein Secht, hinaus in das Dunkel. Ein Torpedoboot will sehen, was es draußen in der Nacht überm Meer gibt. Man hört auf ihm keinen Tritt. Bettmatraken sind aus der Stadt requiriert und polstern das Deck und die Wände. Man sieht keine Laterne. Alle Lichter sind gelöscht. Unbegreiflich, wie der Kommandant in seinem Befehlsstand vorn die Richtung erkennt — unbegreiflicher noch, wie er in der Stockfinsternis auf dem Brett neben ihm die Knöpfe findet, um mit einem Fingerdruck durch elektrische Lichtzeichen seine Weisungen in das Innere des Boots zu geben. So pirscht er sich, wenn er Glück hat, draußen an den schattenhaften, hinter Schuhsnehen schlummernden feindlichen Riesen heran und läßt vorsichtig, wie man einen Fudel ins Wasser setzt, den Torpedo mit seiner kleinen selbsttätigen Flügelsschraube seines Weges schwimmen und hüllt sich selbst plötzlich in dickste, pechschwarze Schwaden von Schornstein dampf. „Ja — und dann“, sagt er im Hafen dem Besucher, „schaue ich ja wohl, daß ich in aller S—tille klar abkomme!“

Unnahbar allen unberufenen Augen liegen in Wilhelmshaven und liegen in Kiel hinter der Vinetabrücke im Hafen der Torpedoinspektion die geheimnisvollsten Kampfmittel, von denen vielleicht das Schicksal des Weltkriegs abhängen wird. Finster bewacht in Kiel der „Acheron“, ein hochragender, nachtschwarzer Schiffshulk, die Einfahrt. Man muß schon am Bug der Barkasse die Admiralslagge mit den schwarzen Kugeln auf weißem Grund führen, um die deutschen U-Boote zu Gesicht zu bekommen. Man braucht die nur wenigen Sterblichen vergönnte Ermächtigung der höchsten Befehlsstellen der Marine, um durch den Turmschacht auf Deck in das Innere eines U-Boots zu klettern.

In dieser unterseeischen Balze ist es dann eigentlich recht hell und gemütlich. Sie ist durch Schotte in mehrere Teile geschieden. Ein Raum für den befehligen den Kapitänleutnant und den Leutnant, mit primitiver Schlafgelegenheit in einer Wandnische und am Boden, ein anstoßender Raum für die Mannschaft, hinten im Kühlen einige still harrende, manns lange, silbergraue Fische mit Kupferköpfen — die Torpedos. Eine Preßluftpumpe. An den gerundeten Wänden ein dem Laien rätselhaftes, unendliches Gewirr von Röhren, Hähnen, Flanschen. An der Decke in der Mitte das Auge des unter Wasser blinden U-Boots, das Sehrohr. Es erfordert die Kraft beider Hände, um es zu drehen. Denn in das getauchte U-Boot, dessen feinste Plattenfugen gegen den Wasserdruck der Tiefe noch durch ausgelämmtes Frauenhaar gedichtet sind, darf auch durch das perlmuttern wie Wellengeglitzer getarnte Sehrohr kein Tropfen Wasser eindringen. Aber dann sieht man, fast unheimlich dicht vor der Nase, Meeresspiegel, Himmel, Schiffe.

Kerniger, todverachtender Matrosenhumor beseelt solch eine U-Boot-Mannschaft, die Blüte der Marine, lachende Gesichter, blonde Bärte. Sie fühlen sich wohl in ihrem gefährlichen Fahrzeuge. Im Innern des „U 33“ sah der Verfasser einen Maat, der das Boot im Hafen seit ein paar Wochen nicht verlassen und, nach der Behauptung seiner Kameraden, in dieser Zeit 8 Pfund an Gewicht zugenommen hatte.

Die Negerepublik Liberia, jeder Staat der Welt konnte sich U-Boote halten, soviel er wollte. Artikel 191 des Vertrags von

Versailles: „Der Bau und der Erwerb von allen Unterwasserfahrzeugen, selbst zu Handelszwecken, ist Deutschland untersagt.“

Zur Zeit des Kriegsausbruchs war in Deutschland ein Bestand von 72 U-Booten vorgesehen. Der englische Marineminister Churchill behauptet, verwendungsbereit seien nur 27 gewesen. Für Großbritannien rechnet er 65 U-Boote in 8 Flottillen heraus, von denen aber nur eine sich auf die hohe See hinauswagen konnte. Frankreich will 56 U-Boote besessen haben, die niemals von sich reden gemacht haben. Für alle diese Zahlen die Hand ins Feuer legen kann man nicht. Selbstverständlich band keine Großmacht dem Nachbarn Zahl und Art ihrer neuesten und geheimsten Waffe auf die Nase. Sicher ist nur, daß fast alle Unterwasserfahrzeuge — auch die deutschen — sich damals nicht sehr weit von ihrem Mutterhafen entfernen konnten.

An Großkampfschiffen war das Kräfteverhältnis zwischen Deutschland und England am Tag des Kriegsausbruchs nach den genauen Berechnungen des britischen Marineministers Churchill 28 zu 59. Zählt man aber nur die Herren der Meere, die Dreadnoughts — „Fürchtenichts“, nach dem ersten Schiff dieser Klasse so genannt —, dann gestaltet sich der Vergleich an Schlachtschiffen und Schlachtkreuzern für Deutschland günstiger: 23 zu 31. Allerdings führte eine Anzahl britischer Kreuzer eine Rohrweite von 34,3 Zentimeter, die deutschen Geschütze nur 30,5 Zentimeter.

Im Bau waren in Deutschland etwa 6 Dreadnoughts, in England 13. Hier erreichten auf beiden Seiten die Kanonenschlünde schon einen Durchmesser bis zu 38 Zentimeter.

Kreuzer besaß Deutschland etwa 50, England gut das Doppelte, außerdem eine Menge veralteter Typen für den Kolonialdienst. 217 britische Zerstörer und 114 Torpedoboote gegen 144 deutsche.

Die gesamte deutsche Kriegsmarine: 953 700 Tonnen Schiffsraum mit 3513 Offizieren, 2911 Deckoffizieren, 70 922 Mannschaften. In England: 2 373 326 Tonnen mit 12 050 Offizieren, 197 147 Matrosen.

Schiffsverluste vermochte England mit seinen zahllosen Häfen und Werften viel rascher als Deutschland zu ersetzen.

Rußland hatte 16 Panzer seiner Ostseeflotte bei Kronstadt liegen, 10 Kampfschiffe bei Sebastopol eingeschlossen in der Raufesalle des Schwarzen Meeres. Gesamtkriegstonnage angeblich 862 396 Tonnen mit angeblich 24 Unterseebooten und 50 000 Mann.

Frankreich verfügte mit 2021 Offizieren und 60 134 Matrosen auf 45 schweren Panzern und andern Fahrzeugen eines Gesamtgehalts von 782 114 Tonnen über eine gewaltige Seemacht. Zu welchem Zweck, blieb den ganzen Krieg hindurch sein Geheimnis. Denn Gebrauch hat es von seiner Flotte nur ein einziges Mal

gemacht — vor den Dardanellen —, und da war sie der leidende Teil.

Österreich-Ungarns Marine, bei Pola in der Adria eingeklemmt, war naturgemäß nur klein. Etwa 15 000 Mann. Der Gefechtswert der einzelnen Schiffe so verschieden wie der der Regimenter der k. u. k. Armee. Ehrwürdige Veteranen vom Jahr 1885 und einige nagelneue Panzer. Immerhin blitzte und böllerte es den Krieg hindurch ganz tüchtig längs des Karst bis Cattaro.

Der große Holmgang auf Tod und Leben war zwischen Deutschland und England. Auf jeder Seite ein Mann weit überm Durchschnitt. Bei den Briten, schon geschilbert, der strupellose Winston Churchill, als Berater des Kaisers der Großadmiral Staatssekretär des Reichsmarineamts, d. h. Marineminister, Alfred v. Tirpitz.

Er befaß nicht den Oberbefehl über die Flotte. Deren Generalinspekteur war Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder des Kaisers. Admiralsstabschef war Admiral v. Pohl, Führer der Hochsee-(Schlacht-)flotte Admiral v. Ingenohl. Tirpitz war mehr. Er war, seit 17 Jahren schon in seinem Amt, der Vater der gewaltigen deutschen Kriegsflotte, ihr Erbauer und steter Mehrer.

Er stand nicht auf den Deckplanken der schwimmenden Kolosse, die er unermülich auf die Wellen zauberte. Der hohen See war er seit langem fern. Aus der Königin-Augusta-Straße in Berlin strahlte sein Birken. In den Wandelgängen des Reichstags war er zu Hause, immer bedacht, zögernde Reichsboten für die Bewilligung seiner Panzer breit-zuschlagen, ein Meister in der Kunst der Menschenbehandlung vom gekrönten Haupt bis zum Volksmann, stattlich in dem weiß wallenden, geteilten Reptunsbart, die treuherzigen Seemannsaugen blau und schlau.

„Ein liebenswürdiger Seebär“, sagt der amerikanische Botschafter Gerard, „der mit seiner Kenntnis des Seewesens viel politische Weisheit und Weltklugheit verband.“

Ein beinahe übermenschliches Ziel hatte sich „der gefürchtete v. Tirpitz“ (wie Gerard schreibt) gestellt: die Erbauung der zweitgrößten Kriegsflotte der Erde ohne den fast unvermeidlichen Krieg mit England.

„Was wir erstrebten“, schreibt er, „war, so stark zu sein, daß auch für die gewaltige Übermacht der englischen Flotte das Anbinden mit uns ein gewisses Wagnis bedeuten sollte. Eine gewisse Volkstümmlichkeit gewann also der von uns angedeutete Risikogedanke in der Form, daß unsere Flotte nicht größer, aber auch nicht kleiner gehalten werden sollte, als nötig wäre, um auch der größten Seemacht den Angriff auf uns als ein gewagtes Unternehmen erscheinen zu lassen.“

Und dem Kaiser berichtet er um 1900 im Jagdschloß Rominten, wenn dies Ziel erreicht sei, „dürfte England aus allgemein politischen Gründen vom nüchternen Standpunkt des Geschäftsmanns aus jede Neigung, uns anzuzureisen, verlieren und uns ein solches Maß von Seegeltung zugestehen, daß unsere berechtigten überseeischen Interessen nicht leiden werden.“

Prinz Heinrich
v. Preußen
1882—1916
Hugo v. Pohl
1856—1916
Friedrich
v. Ingenohl,
1857—1923

Eine „Gefahrzone“, nach seinem Ausdruck, hatte Tirpitz dabei zu durchsegeln. Den Zeitraum von Jahren, in denen die deutsche Flotte im Bau, aber noch nicht kampffähig und daher im Kriegsfall eine Beute Englands war. Da half nur ständiges Lavieren und Parlamentieren. Jahr um Jahr wurde zwischen Berlin und London verhandelt und dabei wettgerüstet, und schließlich ließen es die Briten doch geschehen, daß 1914 die fertige deutsche Flotte die Ostsee beherrschte und eine Macht in der Nordsee war.

„Dieser aufrechte alte Preuße“, schreibt sein britischer Kollege Churchill, „glaubte fest daran, daß das ständige Anwachsen seiner geliebten Flotte in englischen Gemütern eine immer größer werdende Kriegsfurcht erzeugen würde. Da die führenden Männer aller Parteien (in England) allmählich zu der Überzeugung kamen, daß man sich einer schweren Gefahr gegenüber befände, erübrigten sich weitere Agitationen. Man schloß aber nicht. Mit jedem Niet, den Tirpitz in seine Kriegsschiffe schlug, einte er mehr und mehr die Meinung weiter Kreise des mächtigen britischen Volkes jedes Alters und in allen Teilen des Reichs.“

Schon im Frühling 1912 versammelt Churchill die ganze britische Flotte in Portland.

„Die Flaggen von einem Duzend Admiralen“, berichtet er „und 150 Wimpel von Schiffen wehten auf der Reede. Der König kam in der königlichen Yacht und weilte vier Tage lang unter seinen Seeleuten. An einem Tage fand eine Fahrt im saftbiden Nebel statt. Die ganze Flotte fuhr zusammen, kein Schiff konnte das andere erkennen, durch heulende und brüllende Nebelsignale wurde Position gehalten. Plötzlich teilte sich der Nebel, und die lange Reihe der hintereinander fahrenden Schiffe wurde sichtbar. Sie hüllten sich in lodernde Flammen und schleuderten ihre Granaten mit ohrenbetäubender Detonation. In hohen Säulen schäumt das Wasser auf. Die Flotte kehrt zurück — drei Schlachtschiffgeschwader nebeneinander, die Kreuzer und Flottillen vorn und hinten verteilt. Zwanzig Seemeilen Fahrt. Weißer Schaum erscheint am Bug der Schiffe. Das Land kommt näher. Schon nimmt die Bucht die schnelle, gigantische Armada auf. Die fremden Offiziere, die ich bei mir an Bord und auf der Kommandobrücke habe, werden unruhig. Wir laufen noch hohe Fahrt. Noch fünf Minuten, und die Flügelschiffe müssen auf den Strand laufen. Vier Minuten. Drei Minuten. Dann endlich das Signal. Alle Anker fallen gleichzeitig, ihre Ketten rauschen durch die Klüsen, alle Maschinen schlagen zurück. Man schaut an den Linien entlang, meilenweit liegen die Schiffe ausgerichtet wie nach der Schnur. Die fremden Zuschauer atmen auf. Das waren erhebende Tage.“

Noch Friedenstag. 2 Jahre darauf, in den letzten Friedenstag, sah Tirpitz sein Werk gekrönt: der verbreiterte Kaiser-Wilhelm-Kanal verband Nord- und Ostsee, einte die deutsche Flotte zu einer Kampfkraft, die im Ernstfall nicht mehr auf die Durchfahrt durch den von den Dänen dann gesperrten Sund angewiesen war.

Große Feierlichkeiten in Kiel im Beisein des Kaisers. Eine britische Flotte als Ehrengast. Mitten in das Festbankett am Lande hinein die schwarze Kunde vom Nord in Serajewo.

Augenzeugen erzählen, daß im selben Augenblick die Engländer sich versteinerten. Nach ihren beim Ausbruch eisig-förmlichen Mienen schien ihnen an diesem Abend der Augenblick zum Krieg gegen Deutschland gekommen.

5

Die Fronten der Heimat

Daheim ist es um die Mitte August still geworden. Die letzten Feldgrauen sind fort. Auf leeren Kasernenhöfen treibt der Sommerwind sein Spiel mit Strohhalmen. Schnell scheuern die Unteroffiziersfrauen die verlassenen Mannschaftsstuben, bis in den nächsten Tagen die Ersatztruppen einrücken. Verhallt der markig-schütternde Tritt des Marsches zum Bahnhof — verklungen der tausendstimmige Gesang: „In der Heimat — da gibt's ein Wiederseh'n!“ Verweht das: „Die Vöglein im Walde, die fangen so wunder-wunderschön . . .“

Die Front schweigt noch. Es fehlen noch die langen, langen Verwundetenzüge. Nur der eine oder andere bleffierte Krieger trifft ein, den es draußen im Vorpostengeplänkel erwischt hat, überall bewundert und bestaunt.

Als erster deutscher Offizier fiel am 2. August 1914 Leutnant Mauer vom 5. Jäger-Regiment zu Pferd bei Velle an der südsächsisch-französischen Grenze.

In den ersten Tagen nach Kriegsausbruch sind in den deutschen Städten seltsame, halb unbewußte Erinnerungen an verschollene Kriegsnöte aus Urväterzeiten aufgedämmert: Angstkäufe in Lebensmittelläden — eine dumpfe Vorahnung der noch fernen Kohlrübenzeit — Zurückweisung von Papiergeld, als sei die Inflation späterer Jahre schon da! Die Stellvertretenden Generalkommandos, die die vollziehende Gewalt übernommen haben, greifen mit strengen Drohungen ein. Bald geht das Wirtschaftsleben, ohne Preissteigerung, seinen gewohnten Gang.

Noch ist es wohl niemandem ganz zum Bewußtsein gekommen, daß es sich nicht um einen Krieg des Volks in Waffen, sondern des ganzen Volks und aller Völker handelt und handeln wird. Nur an einzelnen Stellen wirkt schon die Notwendigkeit der Hilfe durch die Heimat. Es bildet sich die Front der Frauen.

Auf den Bahnhöfen, durch die immer noch die Verschiebungen und Nachschübe der Truppen fluten, dampfen Tag und Nacht die mächtigen Kaffeekannen und türmen sich die belegten Brote zu Bergen. Die Frauen aller Stände walten da, in allen Städten und Städtchen, alt und jung. Aber vielen jungen Mädchen genügt das nicht. Der Johanniterorden, das Rote Kreuz, die katholischen Schwesternschaften stellen Hilfschwestern und Helferinnen für draußen ein. Hinaus in die Ferne! Wer kennt sie in der Etappe nicht — die flinken Mädels, die, Verpflegung spen-

dend, unermülich unter Lachen und Scherzen die endlosen Züge entlang rennen, die mit ihren hellen Stimmen das Lokomotivpfeifen, Trompeten, Kommandieren, Lärmen des feldgrauen Bahnhofsgewimmels übertönen, die in Reihen Wasser schleppen, wenn ihnen nicht hilfreiche Soldatenhände beistehen, und in ihrer frischen Jugend auch im Grauen der Lazarette nicht verzagen. Ein bißchen munter geht es manchmal späterhin zu. Krieg ist Krieg. Und Hunderte und Tausende von Schwestern sind durch eine feindliche Fliegerbombe auf dem Feld der Ehre gefallen oder haben sich am Krankenbett den Tod fürs Vaterland oder selber schwere Krankheit geholt.

Es entsteht eine zweite Heimatfront, die allmählich alles überschattet: die Front der Munitionsarbeiter.

Eine Kriegsrohstoffabteilung wird im Kriegsministerium gegründet, wichtige Kriegsmetalle beschlagnahmt: Kupfer für die Führungsringe, Messing für die Kartuschen der Granaten.

Die Front der Bauern entsteht — sie, von der bald Tod und Leben Deutschlands abhängen wird!

Draußen auf dem flachen Land dröhnen so bald wie möglich die Dreschmaschinen und tanzen die Flegel, um Ahrengold in Brot zu wandeln. Aber es fehlt auch hier wie bei der Industrie eine vorsorglich schon im Frieden geschaffene Organisation. Es ist nichts vorbereitet. Außer Drohungen der Stellvertretenden Generalkommandos mit dem bald sprichwörtlich werdenden „Jährchen“ — ein Jahr Gefängnis und 10 000 Mark Geldstrafe — Wofür, weiß eigentlich so recht keiner der Beteiligten.

„Aus den Kreisen des praktischen Wirtschaftslebens heraus“, schreibt Karl Helfferich, „war in den Jahren vor Ausbruch des Kriegs wiederholt auf diese Lücke in unserer Bereitschaft hingewiesen und u. a. die Einrichtung eines wirtschaftlichen Generalstabs zur Bearbeitung dieser organisatorischen Aufgaben verlangt worden. Es war aber nichts Durchgreifendes geschehen. Ich habe den Eindruck, daß man sich bei unsern amtlichen Stellen, denen die Bearbeitung unserer wirtschaftlichen Angelegenheiten anvertraut war, einmal über die seit Jahren über uns schwebende Kriegsgefahr ebensowenig Rechenschaft gab wie im allgemeinen in unserer öffentlichen Meinung — daß man sich ferner von den wirtschaftlichen Verhältnissen und Anforderungen eines modernen Krieges kein hinreichend greifbares Bild machen konnte, um danach organisatorische Vorbereitungen einzurichten — schließlich, daß man weder mit einem langen Kriege noch auch mit einem ausgesprochenen Wirtschaftskriege ernstlich rechnete.“

Und der Krieg da. Und die Maßnahmen unserer Feinde, namentlich Englands, zeigten bald, daß dieser Krieg kein bloßer Krieg der bewaffneten Streitkräfte, sondern auch ein Krieg der Volkswirtschaften, ja der ganzen Volksgemeinschaften sein werde.

So entwickelte sich im Laufe des Kriegs erst allmählich der ganze Ernst der Lage und damit die Erkenntnis der ganzen Größe der zu bewältigenden Aufgabe. Unsere Kriegswirtschaft ist nicht entstanden nach einem von vornherein die Aufgabe in ihrer Gesamtheit umfassen-

den einheitlichen Plan. Sie ist allmählich herausgewachsen aus tastenden Versuchen und aus oft unzulänglichen, oft über das Ziel hinauschießenden Notmaßnahmen.“

Und noch eine Front schließt sich zusammen: Mann und Frau, alt und jung, hoch und niedrig, Stadt und Land: die Front der Sparer.

Durch die Ankäufe der Heeresverwaltung bei der Mobilmachung, durch ihren fortdauernden Bedarf, sind ungezählte Millionen Mark zum Umlauf im Wirtschaftsleben gekommen. Es wird jetzt schon das geflügelte, nur allzu geflügelte und gedankenlose Wort geprägt: „Geld spielt keine Rolle!“

Aber jedenfalls: Geld ist da. Und eine stürmische Zuversicht auf Sieg, eine gläubige Opferwilligkeit erfüllt ganz Deutschland. Wer nicht sein Blut für Deutschland vergießen kann, will wenigstens sein Gut, sein Geld für das Vaterland geben.

Unter diesen günstigen Vorzeichen kommt die erste Kriegaanleihe des Deutschen Reiches heraus. Sie wird mit einer Verzinsung von 5 v. H. zu einem Kurs von 97½ ausgegeben, der bald bis auf Pari steigt. Sie erbringt 4½ Milliarden Mark.

Zum Vergleich: Die mit 3½ Prozent Verzinsung zu einem Kurs von 95 bald nachher aufgelegte englische Kriegaanleihe von 7 Milliarden Mark wird von dem britischen Publikum nicht voll gezeichnet, so daß im letzten Augenblick die Großbanken der City einspringen müssen, und sinkt bis zum nächsten Frühjahr auf einen Kurs von 87½!

Dabei wird die deutsche Kriegaanleihe von den dazu gegründeten Kriega-Darlehnskassen nur zu drei Vierteln, die englische von der Bank von England bis zur vollen Höhe des Ausgabekurses beliehen!

Die Front des deutschen Geistes endlich? Brauchte man sie noch zu formen? Der heilige Geist deutscher vaterländischer Begeisterung war ja vom Himmel herabgestiegen und predigte draußen mit feurigen Zungen, und mit ihm half, hoffte, betete die Heimat und rief, was an Technikern, Gelehrten, Ingenieuren, Industrieführern, Finanzmännern, Pressefachleuten, Landwirtschaftskundigen und sonstigen Sachverständigen irgend draußen entbehrlieh war, zum vielfach ehrenamtlichen Dienst in dem Intellektuellenaufgebot der Heimat.

Und doch war das nicht genug. Zur Vorbereitung einer geistigen Mobilmachung der Heimat war im Frieden nichts geschehen. Es genügte nicht, daß sich der Höhenrausch dieser unvergeßlichen Tage daheim in flammenden Kriegsliedern entlud. Der Soldat hat im Feld gar keinen Sinn für Pathos. Er ist für derben Humor empfänglich und für ein bißchen Sentimentalität. Es genügten nicht die an sich so schönen jubelnden Aufzüge durch die Städte, die Fahnen aus den Fenstern, die Ansprachen und Gottesdienste. Es hätte in der Heimat eine umfassende Aufklärungs-

arbeit über Kriegsrecht, Kriegsdauer, Kriegsnotwendigkeiten, Kriegsziele einsetzen und über die neutralen Länder ausstrahlen müssen, in denen das Lügengift der Entente-Prese um sich fraß. Es wurde aber während der Mobilmachung, aus Gründen der Geheimhaltung der Truppenbewegung, die Ausfuhr aller deutschen Zeitungen ins Ausland verboten. So konnte die Hegenküche von Oxford Street in London ungehindert die blödesten Ammenmärchen über die Zustände in Deutschland in die Hirne aller Völker hämmern.

„Ich stieß“, schreibt der Chef der Nachrichtenabteilung (III B) des Großen Generalstabs im Krieg, Oberstleutnant Nicolai, „schon vor dem Krieg auf eine auffallende Sorglosigkeit, wenn ich zur Prüfung der Verhältnisse für den Aufbau eines Nachrichtendienstes das Ausland bereiste und dabei in erster Linie unsere auswärtigen Vertreter mit der Bitte um Unterstützung angehen mußte. Ich stieß auf eine Sorglosigkeit, die von der ersten Auffassung des Generalstabs schon damals weit abwich. Unverkennbar, daß man vor dem Krieg den Kopf in den Sand steckte. Ein politischer Nachrichtendienst schien nicht zu existieren. So fand uns der Ausbruch des Krieges politisch nicht gerüstet.“

Diese Rüstung wäre selbstredend die Aufgabe des Reichskanzlers v. Bethmann und seiner Leute gewesen. Er versagte hier wie überall, gemäß der in den leitenden Kreisen Deutschlands weitverbreiteten Auffassung, daß es Gewissenspflicht der Staatskunst sei, unter allen Umständen einen Krieg zu vermeiden.

„Die Regierung“, schreibt Nicolai, „ging den Weg von Unentschlossenheit zu völliger Einflußlosigkeit und völligem Verzicht auf den uns aufgezwungenen Kampf. Die Reichsregierung legte die Geschäftsführung für Presse und Volksstimmung ausschließlich in die Hände des Auswärtigen Amts, also derjenigen Behörde, die sich am wenigsten das allgemeine Vertrauen erwarb. Das Auswärtige Amt übertrug die politische Defensive, in der wir uns von Anfang an befanden, auch auf die Volksstimmung. Ein Stehenbleiben der Volksstimmung gab es aber nicht. Ein Nachlassen mußte die Folge sein.“

Daß dieses Nachlassen trotzdem bis gegen Ende des Krieges nicht eintrat, zeugt mehr als anderes von dem Opfermut der für das Vaterland nicht streitenden, aber leidenden Helden der Heimat, auf die die Zivilbehörden nur lähmend wirkten. Während man draußen vom Heer das Übermenschliche forderte, wurden die Nerven der Heimat überängstlich verzärtelt.

Als der Verfasser, die letzten drei Kriegsjahre hindurch Mitarbeiter in der Auskunftsstelle des Kriegspressenamts der Obersten Heeresleitung, die bei der Abteilung III B des Stellvertretenden Großen Generalstabs befindlichen Photographien einiger von den Russen in Memel ermordeten Greise, Frauen und Kinder veröffentlichen wollte, widersetzten sich die Berliner Verwaltungsbehörden, weil der Anblick von Leichen das Publikum beunruhigen könnte.

Mehr noch als in Deutschland selbst hätte die deutsche Propaganda in das Ausland getragen werden müssen. Es geschah aber nichts.

„Der deutsche Kanzler“, schreibt Professor Martin Spahn, „sah keine Linie mehr vor sich. Er nahm kein Ziel wahr. Er tastete im Nebel.“

So schloß sich schon in den ersten Kriegswochen fast die gesamte Intelligenz der Welt zu einer uns feindlichen Schlachtlinie zusammen, die uns mit den dümmsten Protesten gegen „deutsche Barbarei“ bombardierte. Neutrale, die ihren ganzen Ruhm Deutschland verdankten, wie der Schweizer Maler Ferdinand Hodler, kläfften mit. Ein ganzer Mann hat sich unerschrocken zu uns bekannt:

1853—1918

geb. 1866

„Die beiden Westmächte der Entente“, schreibt Sven Hedin, der berühmte Forschungsreisende, „tragen die Verantwortung für den großen Totentanz. Denn sie kämpfen mit Waffen zusammengeraffter Turkos und Senegalneger, Hindus und Gurkhas. Und das Ziel dieses Weltaufgebots? Die germanische Kultur soll vom Erdboden vertilgt werden! Die Träger dieser Kultur, das Volk Luthers, Goethes, Beethovens, Helmholtz' und Röntgens, werden Barbaren und Hunnen genannt und sind eine Gefahr für die Zukunft und Zivilisation der weißen Rasse. Gurkhas und Senegalneger mußten ja wohl kommen, uns vor der Verfinsterung zu bewahren!“

Aber der Selbstmord Europas war schon im Gange. Wie von tausend Gewittern grollte es vom Schweizer Jura bis zur Nordsee, von der Kurischen Nehrung bis zur Donau.